Mitteilungen

3, II, 3



MITTHEILUNGEN

DER

Antiquarischen Gesellschaft

IN

ZÜRICH.

XI.

DRITTER BAND.

Fünftes Heft.

ZÜRICH.

in Commission bei Meyer und Zeller

1846.

Allgemeine Bemerkungen

über die

Heidengräber in der Schweiz

von

Ferdinand Keller.

Vorwort.

Der Inhalt der nachfolgenden Blätter, welche eine Uebersicht der vielen über die Schweiz zerstreuten Heidengräber geben sollen, ist das Resultat zahlreicher Ausgrabungen und vielfacher Nachfrage, welche von dem hiesigen antiquarischen Vereine seit der Entdeckung der Grabhügel im Burgbölzli (Mittheilungen Bd. I, Heft I) in verschiedenen Theilen unsers Landes vorgenommen wurden. Schon bei jener ersten Untersuchung zeigte sich, dass man in einer gewissen Periode der Vorzeit die Bestatteten gekleidet und geschmückt, wie sie im Leben erschienen waren, der Erde übergeben und noch ausserdem mit mancherlei Grabgeschenken versehen hatte. Weitere Nachforschungen lehrten, dass ein Theil der Gräber dem höchsten Alterthume angehört, während in andern, jüngern, eine Verschmelzung mit römischer Kultur und ein Uebergang zu den jetzigen Zuständen bemerkbar ist. Man hegte daher die Hoffnung, einerseits auf diesem Wege einige Andeutungen über die Bestattungsgebräuche und im Allgemeinen über die Bildungsstufe jener frühesten Bewohner unsers Landes, von deren Lebensweise uns die alten Geschichtschreiber nur unbestimmte und spärliche Nachricht hinterlassen haben, zu gewinnen, anderseits durch Zusammenstellung der Ergebnisse mit den in andern Gegenden erlangten, Aufschluss über die Gesittungsverwandtschaft der Völker dies- und jenseits des Rheins und des Juragebirgs erhalten zu können. Haben sich auch unsere Erwartungen, wenigstens die letztern, noch nicht, wie wir es wünschten, verwirklicht, so ist doch diesen Bestrebungen das Verdienst nicht abzusprechen, dass sie den künftigen Geschlechtern die Kunde des einstigen Daseins merkwürdiger alter Denkmäler überliefern, dass sie dem Historiker mehrere bisher unbekannte Thatsachen vorführen, und dass sie endlich eine Menge der verschiedenartigsten Gegenstände zu Tage gefördert haben, welche in ihrer Gesammtheit ein Bild der technischen Fertigkeiten und der künstlerischen Thätigkeit längst entschwundener Zeiten uns vor Augen legen.

Es machen übrigens diese Blätter, wie aus ihrer Ueberschrift hervorgeht, keineswegs darauf Anspruch, den hier behandelten Stoff auch nur einigermassen erschöpft zu haben. Erst wenn sämmtliche Thäler der Schweiz von den Alterthumsforschern untersucht sein werden, wenn übersichtliche Darstellungen der alten Grabmäler in Süddeutschland, dem benachbarten Frankreich und Italien erschienen sind, wird es möglich sein, theils die fortschreitende Kultur, welche sich in den Mitgaben ausspricht, genauer anzugeben, theils die Erbauer der Denkmäler mit Sicherheit zu bestimmen und die eigenthümlichen Gebräuche derselben zur klareren Anschauung zu bringen.

Ort der Heidengräber.

Schon oft hat man die Frage aufgeworfen, ob die Heidengräber bei den ehemaligen Wohnsitzen ihrer Verfertiger sich befinden, oder ob die Leichen an entfernte, zu Begräbnissplätzen bestimmte Oerter getragen worden seien.

Was die sogenannten Reihengräber betrifft, so ist es Thatsache, dass sie sich häufig, wo nicht immer, an oder nahe bei Landstrassen befinden, welche man für ein Werk der Römer hält, ob sie gleich aller Wahrscheinlichkeit nach als die alten Verbindungswege zwischen den helvetischen Städten und Flecken zu betrachten sind. Es ist demnach ausgemacht, dass diese Art von Gräbern nicht abseits der durch Wohnsitze und Verkehr belebten Theile unsers Landes angelegt war.

Anders scheint es sich mit den Grabhügeln zu verhalten, welche auf Höhen, am Ufer der Flüsse und Seen, in abgelegenen Wäldern, entfernt von den Ansiedlungen der helvetischen, römischen und germanischen Bevölkerung sich erheben [1]). Mehr als drei Viertheile dieser Denkmäler stehen auf Hügeln, Bergvorsprüngen, fast immer an Orten, welche eine freie Aussicht über die Umgegend darbieten, meistentheils da, wo Auge und Gemüth durch den Anblick einer Reihe schöner Naturgegenstände überrascht und erhoben werden [2]). Wer eine Mehrzahl solcher Stellen besucht hat, wird sich überzeugen, dass die Aehnlichkeit, welche die verschiedenen Grabhügelstätten unter sich

---

1) Einen bestimmten Beweis für die Ansicht, dass in unsern Gegenden die Grabhügel nicht in der Nähe der ehemaligen Wohnsitze stehen, kann ich zwar nicht geben, wohl aber eine Beobachtung anführen, die mich in meiner Meinung bestärkt hat. Vor einem Jahre wurden mitten im Dorfe Trüllikon, am Fusse des Hatlebuckes, auf dessen Gipfel die bekannten Grabhügel sich befinden, beim Graben eines Loches 3—4' in der Erde, auf einer frühern Kulturschichte, unter Kohlen und Asche, thönerne Geschirre gefunden, welche dem Stoffe und der Form nach mit den in den eben bezeichneten Grabhügeln entdeckten völlig übereinstimmen. Ferner kamen in demselben Jahre auf den nahen Feldern zu Rudolfingen, wo beim Pflügen der Rand mehrerer uralter verschütteter Sodbrunnen entblösst wurde, wiederum Bruchstücke solcher Töpfe in Menge zum Vorschein. Die Vermuthung liegt nahe, dass, wie bei vielen Völkern des Orientes, so auch bei diesem, die Wohnsitze in der Ebene, die Begräbnissstätten auf den Höhen angelegt waren. Diese Ansicht ist freilich im Widerspruche mit derjenigen eines Engländers, welcher in der Archaeologia Londinensis behauptet, dass die Grabhügel immer unmittelbar neben den Wohnungen errichtet worden seien. Auf der jetzt öden Ebene von Salisbury ist nämlich in ziemlich weitem Umkreise um die dort zahlreich vorhandenen Todtenhügelgruppen die sonst weissliche Kalkerde, woraus der Boden besteht, dunkelgefärbt und humushaltig, was wohl daher rührt, dass in früherer Zeit hier Wohnungen standen und die Erde angebaut war.

2) So finden sich auf dem den Zürchersee in Nordost begrenzenden Hügelzuge an sieben Stellen theils noch vollständig erhaltene Denkmäler dieser Art, theils Ueberreste. Einzelne Hügel und Hügelgruppen fanden sich am Pfäffikersee, am Husersee, und, nach den dort gefundenen Alterthümern zu schliessen, auf der Au und Ufenau im Zürchersee und der Kanincheninsel im Bielersee.

darbieten, nicht zufällig sein kann, sondern dass Empfänglichkeit für die grossen Eindrücke der Natur die Bestattenden zur Wahl eines gewissen Ortes bestimmte.

Mit Ausnahme der Grabhügel kann von den Heidengräbern im Allgemeinen und zwar sowohl von den ältesten, welche nur Erzgeräthe enthalten, als von den jüngern und jüngsten, den Reihengräbern, bemerkt werden, dass sie meistentheils an Abhängen (Halden) und fast immer auf trockenem kiesigem Boden angelegt sind, wesshalb weit der grösste Theil von ihnen durch die in Sandgruben beschäftigten Arbeiter entdeckt worden ist.

Römische Begräbnisse finden sich einzig bei römischen Ansiedlungen. Diejenigen Gräber, welche wir später als germanische anführen werden, kommen überall in oder unmittelbar neben den jetzigen Dörfern und Flecken zum Vorschein.

Vertheilung der Grabhügel [1].

Die Grabhügel kommen bald einzeln, bald paarweise, selten in grösserer Zahl als 10 oder 12 beisammen vor. In dem einen Thale sind ihrer viele, in dem andern nur wenige oder gar keine zu sehen [2]). Dass in früherer Zeit eine weit bedeutendere Menge solcher Denkmäler vorhanden war, beweisen theils die Aussagen alter Leute, theils die vielen noch vorhandenen Ueberreste [3]). — Vergeblich habe ich mich bemüht, da, wo die Hügel in Gruppen beisammen stehen, eine etwelche Ordnung in der Stellung derselben zu entdecken. Ich habe gefunden, dass auf ebenen Plätzen grössere oder kleinere Hügel ohne alle gegenseitige Beziehung angelegt sind, dass aber an Abhängen zuweilen 6—8 Hügel in ziemlich gerader Linie und ungefähr gleicher Entfernung von einander aufgereiht stehen.

Benennung der Heidengräber.

In mehreren Gegenden Deutschlands und Frankreichs knüpfen sich an die heidnischen Leichenfelder und Grabhügel uralte, merkwürdige Erzählungen, welche diese Denkmale einem längst verschwundenen, kühnen Riesengeschlechte zuschreiben. In der Schweiz aber, wo zwar mancherlei Ueberlieferungen sich erhalten haben, gehören die alten Grabstätten nicht in die Reihe der durch Sagen gefeierten Gegenstände. Man hört ihnen zuweilen den Namen Hünengräber beilegen, aber man darf nicht glauben, dass diese Benennung, obgleich sie, (was aus einer Menge von Ortsnamen unzweifelhaft hervorgeht,) in früherer Zeit gebräuchlich war, jetzt noch die volksthümliche sei. Wo

1) Siehe Vögelin's historischen Atlas der Schweiz.

2) Bis jetzt sind in den Urkantonen, sowie in Appenzell und Bünden mit Ausnahme der Engadins keine Grabhügel entdeckt worden.

3) Ein beträchtlicher Theil der noch bestehenden wird in nächster Zukunft durch den Pflug, der jetzt auch die höheren, weniger fruchtbaren Gegenden unseres Landes befährt, den Untergang finden.

immer dieser Ansdruck angetroffen wird, ist er zuverlässig von Jemand, der von solchen Denkmalen gelesen oder sprechen gehört hat, unter das Volk gestreut worden. Der gewöhnliche Name, unter welchem die Grabhügel in der östlichen Schweiz bekannt sind, ist Waldbuck, Loobuck und längs dem Rheine Heidenbuck. Dass aber diese Bücke Begräbnisse seien, ahnt kein Landmann, wenn schon die Benennungen einzelner Grabhügel, wie Galgenbühel, Hauptgrub, Schelmenbuck, Blutbühel einigermassen auf ihre Bedeutung als Grüfte hinweisen.

Verschiedene Arten der Gräber.

Nach dem Berichte der glaubwürdigsten Geschichtschreiber und einer Menge noch vorhandener thatsächlicher Beweise sind die Thäler zwischen dem Rhein und den Alpen ursprünglich von ächt und rein celtischen Stämmen bewohnt, dann von den Römern eingenommen, endlich Anfangs des fünften Jahrhunderts n. Chr. von den unter dem Namen Alemannen bekannten germanischen Gefolgschaften besetzt worden.

Entsprechend der Zahl der Völker, welche nach einander diese Gegend inne hatten, finden sich auch verschiedene Arten von Begräbnissen, die wir in drei Ordnungen, von denen jedoch die erste in mehrere Unterabtheilungen zerfällt, zusammenstellen können.

Erste Ordnung.

Die erste Ordnung umfasst eine grosse Zahl Gräber, welche uns sehr verschiedene Bestattungsweisen, aber eine Menge ganz ähnlicher von demselben Volke herrührender Beigaben vor Augen legen.

A. Grablegung des Körpers.

1) Einsenkung des Leichnams in freie Erde, mithin in ein Grab von der jetzt üblichen Form, wobei jedoch zu bemerken, dass die den Körper zunächst umhüllende Erde von Steinen gereinigt und häufig mit Asche vermischt ist. (Taf. I. fig. 1). Oft ist der Körper nur einige Zoll hoch mit dieser Erde bedeckt und der übrige Raum des Grabes mit Steinen angefüllt. (Fig. 2.) Von Särgen ist in Heidengräbern unserer Gegend nie eine Spur zum Vorschein gekommen. Mit dieser Bestattungsweise, welche man als die älteste betrachten kann, scheint die zwar nicht häufig vorkommende Beerdigung unter Steindenkmalen, bei welcher, meines Wissens, bisher noch keine Thongefässe entdeckt wurden, gleichzeitig zu sein.

2) Einsenkung in ein Grab, dessen Boden mit Letten und Asche belegt ist, und dessen Wände aus trockenen Mauern bestehen. Der Raum über dem Leichnam ist mit Erde ausgefüllt. (Fig. 3.)

3) Einsenkung in ein Grab, dessen Wände auf die eben angeführte Weise angelegt und zuweilen mit Letten sorgfältig ausgestrichen sind. Das Grab ist mit einer unbehauenen Steinplatte bedeckt, der Raum über dem Körper leer gelassen. (Fig. 4.)

4) Beisetzung in einer Grabkammer, die in felsigen Boden eingehauen (Fig. 5. 6) oder aus behauenen Steinen verfertigt ist. (Fig. 7.) Anstatt mit einem Steindeckel ist in späterer Zeit das Grab mit römischen Dachziegeln verschlossen worden (Fig. 8).

B. Hügelbestattung.

a. mit unverbranntem Körper.

1) Hinlegen des Leichnams auf die Begräbnissstätte und Bedeckung desselben mit einem Erdhaufen (Fig. 9) oder mit grossen Steinen und Erde (Fig. 10).

2) Hinlegen des Körpers auf die blosse Erde, aber innerhalb einer Steinumzäunung, und Bedeckung derselben mit einem Erdhügel, dessen Umfang vorher durch einen Kranz von Steinen bestimmt wurde (Fig. 11).

3) Beisetzung in einer Steinkammer gleich der unter Fig. 4 abgebildeten und Errichtung eines Grabhugels (Fig. 12).

b. mit verbranntem Körper.

1) Einäscherung des Leichnams innerhalb eines Steinkreises und Errichtung des Hügels (Fig. 13).

2) Verbrennung des Leichnams und Aufbewahrung der Ueberreste in einer Urne, über welcher der Grabhügel aus blosser Erde (Fig. 14) oder grossen Steinen und Erde errichtet wird (Fig. 15).

3) Verbrennung des Leichnams, Einurnung der Ueberreste und Beisetzung derselben in einer Grabkammer (Fig. 16). Vergleiche Fig. 4 und 12.

In allen diesen Gräbern finden sich schlecht gebrannte Thongefässe, Waffen, Geräthschaften, Zierrathen u. s. w. Ein Theil dieser Dinge bezieht sich auf Kleidung und Schmuck des Körpers, den man in seiner ganzen Ausrüstung dem Grabe oder Scheiterhaufen übergab, ein anderer Theil ist einem gewissen Brauche zufolge als Mitgabe neben den Leichnam gelegt worden.

Diese Grabgegenstände in ihrer Gesammtheit enthüllen uns die verschiedenen Stufen einer zunehmenden eigenthümlichen Gesittung, deren Anfänge vorhistorischen Zeiten angehören und deren endliches Erlöschen in das fünfte oder sechste Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu setzen ist.

In den Gräbern, welche wir als die ältesten dieser Classe betrachten, finden sich bei den Körpern folgende Gegenstände: Geräthe aus Knochen (Pfeilspitzen), aus Stein (Aexte, Keile, Lanzenspitzen), aus Erz (Schwerter, Streitkeile, Sicheln, Messer), ferner Töpfe, welche aus freier Hand verfertigt und am offenen Feuer gehärtet sind.

In jüngern Gräbern kommen Messer, Dolche, Lanzenspitzen, Schwerter aus Erz, Zierrathen aus Gold, roth- und schwarzgefärbte Töpfe, zuweilen etwas Schmuckgeräthe aus Silber und zur Seltenheit ein Messer oder eine Pfeilspitze aus Eisen zum Vorschein

In noch jüngern werden eiserne Waffen und Werkzeuge verschiedener Art gefunden, ferner Schmucksachen aus Gold, Silber, Erz, Perlen aus Glas, Töpfe, welche den vorhin genannten ganz ähnlich sind und etwa eine celtische Goldmünze.

Gleichzeitig mit den zuletzt genannten Gräbern tritt die lange Reihe der bis zum Ende der Römerherrschaft vielleicht noch in die alemannische Zeit herüber reichenden Grabhügel auf, welche die nämliche Ausbeute liefern, wie jene, nämlich Thongeschirr, Schmuckgeräthe aus Gold, Silber, Erz, Perlen aus bunten Glasflüssen u. s. w., aber einen viel grössern Reichthum von Gegenständen aus Eisen enthalten und in denen Beerdigung und Verbrennung des Leichnams (oft beide Bestattungsweisen in demselben Grabhügel) vorkommen. An die Todtenhügel schliessen sich hinwieder aufs engste die Reihengräber an, welche unter allen Begräbnissen die grösste Mannigfaltigkeit von Schmucksachen der verschiedensten Formen und Stoffe, sowie von Waffen und Werkzeugen aus Eisen, von gut geformten Geschirren aus Thon und Topfstein enthalten — aber, während sie eine Menge neuer Gegenstände zu den schon bekannten hinzufügen, keine jener ältesten Beigaben, wie Steinwaffen, eherne Keile, Schwerter, Messer u. s. w. darbieten. Die unzweideutigen, sowohl bildlichen als schriftlichen Bezeichnungen des christlichen Glaubens, welche in den Reihengräbern gefunden werden, nebst den häufig in denselben vorkommenden, durchbohrten und als Schmuck getragenen Münzen späterer römischer Kaiser beweisen, dass die so bestatteten Menschen dem aus Celten, Römern und Germanen entstandenen Mischvolke, aus welchem die in diesen Gegenden aufgestellten römischen Miethstruppen hergenommen waren, angehörten und die dem vereinigten Einflusse der römischen und celtischen Bildung unterworfen waren. Diese Bestattungsweise, sammt der in den Beigaben sich aussprechenden Kultur überhaupt, scheint sich, wie aus dem Vorkommen mehrerer als Zierrath benutzter merowingischer Kupfermünzen zu schliessen, namentlich in der Nähe ehemaliger Städte, unter der in die Hörigkeit der Alemannen übergegangenen romanisirten celtischen Bevölkerung noch bis in das siebente ja achte Jahrhundert erhalten zu haben [1]).

Sehr wahrscheinlich rühren viele Leichenfelder in der östlichen Schweiz, welche die nämlichen Schmucksachen und Geräthschaften, wie die Reihengräber, darbieten, von den Burgundern her, die, nachdem sie einmal mit den Römern in Berührung gekommen und ihnen Kriegsdienste geleistet hatten, unter allen germanischen Stämmen am schnellsten und vollständigsten die Cultur und Sprache der römischen Provincialen sich aneigneten [2]).

Zweite Ordnung.

Eine zweite Art von Begräbnissen verräth sich durch Beisetzung der verbrannten Gebeine in schön geformten Aschenurnen und Anwesenheit römischer Münzen, sogenannter Thränenfläschchen

1) Unter der Benennung Heidengräber sind, um die Uebersicht zu erleichtern, in dieser Schilderung auch diejenigen Gräber aus dem 5. bis 7. Jahrh. aufgeführt, in welchem Bezeichnungen des christlichen Glaubens vorkommen.

2) Grabgegenstände gleich denjenigen zu Nordendorf, Chéseaux (Siehe Mittheil. Bd. I.) und andern Orten entdeckten hat man wohl nicht als Muster rein germanischer Bildung, vielmehr als Produkte der aus einer Mischung römischer, gallischer und germanischer Elemente entstandenen Cultur zu betrachten. Es beweisen diess auf's deutlichste die in jenen Gräbern zuweilen vorkommenden, in römischer Sprache abgefassten schriftlichen Bezeichnungen des christlichen Glaubens, ferner die mit Glasflüssen belegten kupfernen Schmucksachen und die verzierten eisernen und ehernen Schnallen, — alles Gegenstände, die nachweisbar ihren Ursprung römischem und nicht germanischem Kunstfleisse verdanken. Es ist übrigens bekannt, dass im früheren germanischen Mittelalter die ganze äussere Erscheinung des Lebens, so weit sie nämlich durch Cultur veredelt erscheint, sich als eine Nachahmung römischer Gesittung darstellt.

u. s. w. oder Bestattung in freier Erde mit den eben genannten Dingen oder Beisetzung in gemauerten Gräbern, wobei Kalkmörtel (von dem sich in celtischen Bauwerken nie eine Spur findet) und meistens auch gebrannte Steine angewendet sind — auf den ersten Blick als römisch.

Dritte Ordnung.

Eine dritte Ordnung bilden Begräbnisse, deren in den Schriften süddeutscher alterthumsforschenden Vereine selten oder nur zufällig Erwähnung geschieht und die in unsern Gegenden und zwar innerhalb oder in der Nähe der jetzigen Dörfer so häufig gefunden werden. Sie bestehen in einer aus rohen Steinen verfertigten Grabkammer, welche mit einem Deckel von Tuffstein, Kalkschiefer u. s. w. verschlossen und oft mit einem Erdaufwurfe bedeckt ist. Die Grabkammer schliesst ein Gerippe ohne alle Beigaben in sich. In der Nähe römischer Städte und Castelle, wie Windisch, Winterthur, Buchs (Canton Zürich) und vieler anderer Orte sind häufig römische Dachziegel, Bruchstücke römischer Gebäude zur Einfassung und Bedeckung des Grabes benutzt worden. Der Umstand, dass diese Gräber sich meistens in den jetzigen alemannischen Ansiedlungen vorfinden, führt zu der Vermuthung, dieselben möchten von den ersten noch dem Heidenthume ergebenen alemannischen Einwohnern angelegt worden sein.

Form und Bau der Grabhügel.

Bei der Aufzählung der verschiedenen Arten Gräber, ist unterschieden worden zwischen den Grabhügeln, worin der Todtenkörper auf dem ursprünglichen Boden ausgestreckt gefunden wird und zwischen den sogenannten Brandhügeln, welche eine Brandstätte und die in einer Urne verwahrten Gebeine eines Leichnams bedecken. In Beziehung auf Form und Bau dieser Hügel zeigen sich wieder auffallende Verschiedenheiten. Was z. B. ihre Grösse betrifft, so sind die einen so klein, dass ihr Durchmesser an der Basis die Länge eines Menschen nur um wenige Fuss übertrifft, und ihre Höhe kaum drei Fuss beträgt. Andere Hügel, auch solche, die nur einen einzigen Todten bedecken, erheben sich auf einer Grundfläche von hundert und mehr Fuss Durchmesser zu einer Höhe von dreissig Fuss und darüber. Im Allgemeinen sind die Brandhügel in unserer Gegend niedrig, die Grabhügel so hoch, als es bei dem gegebenen Umfange die Böschung erlaubt. — Eine häufige Erscheinung sind Steinkränze, welche den Hügel einfassen und bald von dessen Rand verdeckt sind, bald hervortreten. Diese Umkränzungen, wozu 1 — 2 Fuss hohe Findlinge gewählt wurden, bilden mathematische Kreise, und man vermuthet nicht ohne Grund, dieselben seien vor Erbauung der Hügel angelegt worden und zwar in der Absicht, dem Erdaufwurfe theils Festigkeit, theils eine schöne Form zu geben. Es gibt Hügel, welche einen zweiten engern aus grossen Steinen erbauten Kranz enthalten, innerhalb dessen, wie die hier liegenden Haufen von Kohlen und Asche beweisen, bei der Verbrennung des Körpers der Holzstoss errichtet wurde. — Möglich, doch nicht zu beweisen ist es, dass die trichterförmigen Vertiefungen, welche man auf der Spitze einiger Grabhügel bemerkt, künstlich angelegt sind. — Längliche Grabhügel kommen selten vor. — Die Hügel, welche grosse Stein-

haufen und eine Kohlenstätte auf ebenem Boden, aber keinen Leichnam einschliessen, werden von vielen Alterthumsforschern als Kenotaphien betrachtet.

Scherben, Kieselsteine und Kohlen
in den Gräbern und Grabhügeln.

Fast alle Schriften, welche von der Eröffnung heidnischer Gräber und Grabhügel handeln, erwähnen bei der Angabe der innern Struktur solcher Denkmäler des Vorkommens von Scherben, die in den Hügeln zerstreut liegen und bald nur in wenigen Stücken, bald in grosser Menge gefunden werden. Diese Scherben, von denen bei der Abdeckung eines Heidenbuckes oft schon beim ersten Hiebe des Karstes ein Paar Stück zu Tage gefördert werden, sind dem Alterthumsforscher eine höchst willkommene Erscheinung, weil sie ihn in der Meinung, die er von der Bedeutung des Erdaufwurfes hatte, bestärken und den Eifer der Arbeiter anregen. Alle Thonscherben, welche in Heidengräbern angetroffen werden, bilden Bruchstücke von Töpfen oder Schalen, welche nicht im Brennofen, sondern am freien Feuer und daher nur unvollkommen gehärtet sind und in Absicht auf Form und Grösse vollkommen mit den Thongefässen übereinstimmen, die auf der Grundfläche der Todtenhügel als Beigaben der Verstorbenen zum Vorschein kommen. Bemerkenswerth ist, dass diese Scherben auch in denjenigen Grabstätten vorkommen, welche keine Urnen enthalten, ferner dass sie immer verschiedenen Gefässen angehören und sich daher nie zu einem ganzen Geschirre vereinigen lassen. Alle Alterthumsforscher, welche das Dasein dieser Scherben zu deuten versucht haben, stimmen darin überein, dass sie von den Leichenmälern herrühren, welche bei der Beerdigung an den Gräbern Statt gehabt hatten. „Den Todten,« sagt Klemm (Handbuch der germanischen Alterthumskunde, Dresden 1836, S. 94), »brachte man in feierlichem Zuge nach dem Orte der Bestattung und zeigte ihn hier nochmals seinen Freunden, wobei vielleicht Gesänge zu seinem Lobe erschallten. Damit war ein feierlicher Schmaus verbunden, wobei man auch dem Todten seine Mahlzeit auftrug und wobei es lebhaft hergehen mochte, wie die zahlreichen bei den Todtenhügeln gefundenen Scherben beweisen, die man sodann der Erde übergab.“ Dass aber diese Scherben nicht von zufällig bei der Bestattungsfeierlichkeit verunglückten Töpfen herrühren, sondern absichtlich in den Hügel geworfen worden sind, scheint aus dem oben Gesagten und ihrem fast regelmässigen Vorkommen in den Grabhügeln hervorzugehen.

Ein zweites, die heidnischen Grabstätten bezeichnendes Merkmal bilden Kieselsteine, die sowohl in den Gräbern als Grabhügeln sich zeigen, in den letztern jedoch meistens nur unmittelbar über dem Skelette, in der Achse des Erdkegels gefunden werden. Sie wechseln zwischen der Grösse einer Faust und derjenigen eines Kopfes. Obgleich die Erde, womit die Leichname bedeckt sind, im Allgemeinen viel reiner ist, als der Boden der Umgebung und demnach das Erscheinen vereinzelter grosser Kieselsteine den mit Eröffnung der Grabstätten beschäftigten Arbeitern gewöhnlich auffällt, so haben doch die Alterthumsforscher dieses Umstandes seltener er-

wähnt, da sie ohne Zweifel nicht an ein absichtliches zu den heidnischen Bestattungsfeierlichkeiten gehörendes Beilegen solcher Kieselsteine glauben wollten.

Es scheint ausser Zweifel, dass das Hinwerfen von Scherben und Kieselsteinen in die Erde, womit der Leichnam oder die Aschenurne bedeckt wurden, ein allgemein verbreiteter Gebrauch war, dessen Bedeutung jedoch noch nicht ausgemittelt ist.

Merkwürdiger Weise scheint auf diese Sitte eine Stelle in Shakspeare's Hamlet Bezug zu haben, die noch von keinem Ausleger Shakspeare's beachtet worden ist. Bei der Beerdigung der Ophelia nämlich (Act V, Sc. I) macht der auf dem Begräbnissplatze verweilende Hamlet beim Anblick des herannahenden Leichenzuges die Bemerkung:

„Wem folgen sie?
Und mit so unvollständ'gen Feierlichkeiten?
Ein Zeichen, dass die Leiche, der sie folgen,
Verzweiflungsvolle Hand an sich gelegt,
Sie war von Stande.«

Gleich darauf richtet der Bruder der Ophelia, Laertes, an den Priester die Frage, unter was für Gebränchen die Leiche werde bestattet werden und erhält die Antwort:

„Wir dehnten ihr Begräbniss aus, so weit
Die Vollmacht reicht: ihr Tod war zweifelhaft,
Und wenn kein Machtgebot die Ordnung hemmte,
So hätte sie in ungeweihtem Grund
Bis zur Gerichtstrommete wohnen müssen.
Statt christlicher Gebete sollten Scherben
Und Kieselstein'[1] auf sie geworfen werden,
Hier gönnt man ihr doch ihren Mädchenkranz
Und das Bestreu'n mit jungfräulichen Blumen
Geläut und Grabstätt.“

(*Schlegel.*)

Es ist einleuchtend, dass beim Niederschreiben dieser Zeilen Shakspeare einen alten Gebrauch im Auge hatte, der damals in irgend einem Theile Englands noch üblich und gewiss bei seinen Zeitgenossen als bekannt vorauszusetzen war. Diesem Gebrauche gemäss wurden Personen, welche nach Art der Heiden gewaltsame Hand an ihr Leben gelegt, nicht auf christliche Weise, sondern unter den jetzt in Beschimpfung verwandelten Feierlichkeiten bestattet, welche von den Heiden Englands einst beobachtet wurden. Gelänge es den englischen Alterthumsforschern, mit Sicherheit den uns von Shakspeare aufbewahrten Begräbnissbrauch den heidnischen Kelten oder Sachsen zuzuweisen, so würde auch auf dem Festlande die Frage betreffend die Herkunft der alten Grabmäler dem Entscheide bedeutend näher gebracht werden.

Ein dritter in der Masse der Grabhügel vorkommender fremdartiger Gegenstand sind von der Spitze bis zur Basis oft einzeln, oft in ziemlicher Menge eingestreute Kohlen von Fichten- und

1) Shards, flints and pebbles should be thrown on her. Shard bedeutet Topfscherbe.

Buchen-, meistentheils jedoch von Eichenholz. Gewöhnlich nimmt man an, dass dieselben von dem Leichenbrande, oder wo dieser nicht Statt gefunden hatte, von dem Todtenmahle herrühren. Dass während der Errichtung der Hügel, worin Beerdigung angewendet wurde, bald unmittelbar über dem Körper, bald höher oben Feuer angezündet wurden, habe ich so eben bemerkt. Es gibt aber Todtenhügel, in denen sich keine Spur einer Brandstätte findet, und die dennoch Kohlen enthalten. In der Vermuthung, dass bei Hügeln dieser Art die Opferplätze in der Nähe des Bestattungsortes aufzufinden sein würden, liess ich mehrmals in der Umgebung an vielen Stellen die Erde aufbrechen, war aber nie so glücklich, eine Feuerstätte aufzufinden. Ich bin also einstweilen noch nicht überzeugt, dass das Einstreuen von Kohlen nicht gleich demjenigen von Steinen und Scherben, auf unbekannte Bestattungsgebräuche sich beziehe.

Kohlenstätten in den Grab- und Brandhügeln.

In den meisten Brandhügeln, jedoch nicht in allen, findet sich auf ebenem Boden eine bisweilen den grössern Theil der Grundfläche einnehmende Stelle, die mit Haufen von Kohlen bedeckt und hart gebrannt ist. Nicht selten sind zum Beweise, dass das Feuer anhaltend und heftig war, die Steine, welche in oder um diesen Brandplatz liegen, verglast und geschmolzen. Ohne allen Zweifel wurde hier, wo gewöhnlich die Aschenurnen zu finden sind, die Verbrennung der Leichname vorgenommen.

Brandplätze von geringerer Ausdehnung kommen auch in den Grabhügeln zum Vorschein, und zwar entweder in der Mitte (in der Achse) des Kegels oder aber ausserhalb der Mitte gegen den Rand zu. Im letztern Falle ist ihre Grundfläche mit der Ebene des Bodens nicht parallel, sondern nach dem Rand des Hügels geneigt. Grössere Hügel enthalten in verschiedenen Schichten drei, vier und mehrere Kohlenlager. Die kleinern Feuerstellen in den Brandhügeln und alle in den Grabhügeln vorkommenden werden von den Alterthumsforschern als Opferstätten betrachtet.

Lage der Körper in den Grabhügeln.

Gewöhnlich wird bei Eröffnung von Heidengräbern die Lage der Skelette sorgfältig aufgezeichnet, und je nachdem das Angesicht nach Sonnenaufgang oder einer andern Himmelsgegend gewendet ist, ein Schluss auf die Abstammung der Verfertiger gezogen. Im Allgemeinen habe ich beobachtet, dass in den ältesten Gräbern aus der sogenannten Erzzeit die Todtenkörper meistens mit den Häuptern nach West liegen, d. i. nach Morgen schauen, dass in den Grabhügeln keine bestimmte Richtung der Leichname wahrzunehmen ist, jedoch die oben bemerkte vorzuherrschen scheint, dass endlich in den spätern Gräbern, namentlich auf den Leichenfeldern, die man Reihengräber heisst, wiederum fast alle Todten nach Sonnenaufgang blicken.

Der in den Heidengräbern bestattete Mensch.

Was den Menschen betrifft, dessen Gebeine die alten Gräber in sich schliessen, so gehört er nach dem Urtheile ausgezeichneter Physiologen, denen ich Schädel und ganze Gerippe zur Untersuchung und Vergleichung übergeben habe, einem schön gebildeten, kräftigen Schlage der kaukasischen Race an. Im Durchschnitte scheint er eher etwas grösser gewesen zu sein als die gegenwärtigen Bewohner der Alpenthäler. Während aber bei diesen kein bestimmter Typus hervortritt und namentlich die Gesichtsbildung nicht nur in ganzen Thälern, sondern oft in einzelnen Ortschaften die auffallendsten Verschiedenheiten darbietet, so herrscht in der Körperbildung jenes frühern Geschlechtes im Allgemeinen eine nicht zu verkennende Uebereinstimmung ja Gleichförmigkeit. Die Stirn ist von mässiger Höhe, meistens etwas schmal und gewölbt, das Nasenbein gerade, die Backenknochen zuweilen etwas hervortretend, die Kiefer sind zierlich gebaut. Bemerkbar ist bei beiden Geschlechtern und jedem Alter die Schönheit und regelmässige Stellung der Zähne [1]). So wie sich im Ganzen genommen in den verschiedenen Theilen des Hauptes gefällige Form und Ebenmass zeigt, so sind auch im übrigen Körper schöne Verhältnisse zu beobachten. Kräftiger aber schlanker Bau spricht sich in der ganzen Gestaltung in sehr deutlichen Zügen aus.

Was anderwärts von der ausserordentlichen Grösse der in Heidengräbern Bestatteten und ihren ungemein starken Gliedmassen versichert wird, lässt sich, wie bemerkt worden, von den frühern Bewohnern unsers Landes nicht behaupten.

Kleidung desselben.

(Siehe Taf. II.)

Da alle organischen Stoffe, wenn sie längere Zeit in feuchter Erde liegen, sich auflösen, so ist es unmöglich, dass in irgend einem Heidengrabe der Anzug der Bestatteten sich noch vorfinde. Es gibt jedoch Fälle, in denen kleine Stücke eines Gewandes so vollkommen erhalten sind, dass es leicht ist, den Stoff, aus dem es besteht, Leinwand oder Wolle, zu unterscheiden und das Gewebe zu erkennen. Befindet sich nämlich das Metallgeräthe eines in trockener Erde begrabenen Leichnams mit den Kleidungsstücken in Berührung und hebt vor der Auflösung dieser letztern die Verkalkung des Erzes an, so werden die Faden oder Haare des Zeuges auf dieselbe Art von Oxyd umhüllt, wie vegetabilische Substanzen, welche von einer Kalkkruste überzogen sind. Dieser Umstand, welcher über die Natur der Kleidungsstücke Aufschluss gibt, in Verbindung mit andern Andeutungen, machten es möglich, den ganzen Anzug einiger Bestatteten mit ziemlicher Bestimmtheit

1) Die Beschaffenheit der Zähne der frühern Bewohner unsers Landes bildet zu derjenigen der jetzigen Bevölkerung einen merkwürdigen Gegensatz. Die Kiefer jener Menschen enthalten fast durchgängig vollständige Reihen glänzend weisser, hübscher Zähne. Zahnlücken habe ich bei vielen Individuen, kranke Zähne aber bei wenigen, und – wohl nur zufälliger Weise – bei den unter Grabhügeln Bestatteten niemals bemerkt.

auszumitteln. Es sind diess zwei Individuen weiblichen Geschlechts, die fast auf dieselbe Weise bekleidet waren. Das eine war zu Trüllikon (siehe im vorhergehenden Heft S. 13), das andere zu Dörflingen (S. 29) unter Todtenhügeln bestattet gewesen. An beiden Orten hat theils die Erhaltung einzelner Stücke der Gewänder, theils die durch die Auflösung der letztern hervorgebrachte Färbung des gelblichen Lettenbodens, theils die Lage der Heftnadeln zur Bestimmung des Kostüms beigetragen.

Jene (siehe Taf. II links) trug ein hemdartiges Unterkleid von Wolle, eine tunica, und ein Oberkleid von Leinwand von etwas grober Textur. Von beiden Kleidungsstücken zeigten sich auf der obern und untern Seite des ehernen Brustgurtes scharfe Abdrücke. Nicht geringe Schwierigkeit verursachte die Deutung der zwei in der Gegend der Brust über einander befindlichen Heftnadeln. Ich vermuthe indessen, bei der Grablegung sei das Oberkleid offen und sowohl die eine als die andere Nadel in den Saum desselben eingesteckt gewesen.

Ein ganz eigenthümliches Kostüm, namentlich in Betreff des Metallschmuckes ergibt sich aus dem Grabhügel zu Dörflingen. Diese Frau (siehe Taf. II rechts), war mit einem Unterkleid, über welchem sie eine Art Brustschild trug, und einem mit einer grossen Nadel zusammengehefteten Obergewande angethan. Die beiden Kleidungsstücke scheinen auch hier aus Wolle und Leinwand bestanden zu haben. Der unterste Theil des Anzuges war indessen gänzlich verschwunden.

Auch bei einem Manne (s. Grabhügel zu Altenklingen) gelang es mir, den obern Theil der Bekleidung mit einiger Sicherheit zu bestimmen. Der dort Bestattete — nach den Beilagen zu schliessen, ein Krieger — war mit zwei wollenen Kleidungsstücken, einem am Körper anliegenden und einem über die Schultern geworfenen bedeckt gewesen. Unterhalb der Brust hatten sich keine Spuren der Bekleidung erhalten, so dass ich nicht weiss, wie weit die Kleider reichten, und ob der Bestattete nach Art der Gallier mit Beinkleidern versehen, überhaupt so angezogen war, wie dieses Volk auf Basreliefs, die in Italien und Frankreich gefunden worden sind, erscheint.

Noch habe ich in mehreren andern Grabhügeln Ueberreste von Gewändern bemerkt, allein die Stücke waren von so geringer Ausdehnung, dass es zu gewagt wäre, wollte ich vermittelst dieser Andeutungen auch nur einen Theil der Kleidung zu bestimmen versuchen.

Was die eben angeführten weiblichen Trachten betrifft, so ist es auffallend, wie dieselben, namentlich die erstere, in verschiedenen Punkten zu der Beschreibung passt, welche Strabo von dem Aufzuge der cymbrischen Priesterinnen im siebenten Buche seiner Erdbeschreibung gibt. »Von den Cymbrern erzählt man folgende Sitte. Ihren den Heerzug begleitenden Weibern folgten weissagende Priesterinnen, grauhaarige, weissgekleidete, feinleinene aufgeheftete Obergewänder und einen ehernen Leibgurt tragende baarfüssige Frauen. Diese gingen mit gezücktem Schwerte den Gefangenen durch's Heerlager entgegen, bekränzten sie und führten sie zu einem ehernen, gegen zwanzig Eimer haltenden Opferkessel. Hier hatten sie einen Auftritt, welchen Eine bestieg und über den Kessel gelehnt, jedem emporgehobenen Gefangenen die Gurgel zerschnitt. Aus dem in den Opferkessel hervorströmenden Blute machten sie dann Weissagung. Andere schnitten den Leib auf und beschauten die Eingeweide, Sieg den Ihrigen verkündend.« (Uebersetzung von Grosskurd.)

Merkwürdig ist ferner, dass in unsern Gräbern und Grabhügeln grosse eherne Kessel häufig vorkommen (siehe vorhergehendes Heft S. 34).

Es ist sehr zu bedauern, dass man bei Eröffnung von Heidengräbern meistentheils nur auf das Sammeln der Mitgaben ausgeht, und den Anzug der Bestatteten nicht berücksichtigt. In sehr vielen Fällen ist freilich die Zerstörung der organischen Substanzen so weit vorgerückt, dass auch bei der sorgfältigsten Abdeckung in dieser Beziehung nichts zu gewinnen ist; in andern jedoch darf sich der Untersuchende bei gehöriger Umgrabung und behutsamer Abdeckung der Leichname eine befriedigende Ausbeute versprechen.

Die Mitgaben im Allgemeinen.

Die Grabhügel und Gräber, welche die Gerippe oder die Asche verstorbener Menschen enthalten, nebst der grossen Zahl der sogenannten Mitgaben liefern einen sprechenden Beweis von der Ehrfurcht, welche die Bestattenden vor den Körpern der Abgeschiedenen hegten, und wie innig die Bande der Liebe oder Verwandtschaft die Lebenden verbunden hatte.

Betrachtet man die Höhe der Grabhügel, welche bisweilen zu 40 und 50 Fuss ansteigt [1]) oder die Sorgfalt, mit der viele Grabkammern angelegt sind; erwägt man den Werth, welchen die neben den Todten vorkommenden Geräthschaften und Schmucksachen zu jener Zeit haben mussten: so wird man mit Achtung für die religiösen Begriffe jenes Volkes erfüllt, bei welchem sich der Glaube an Fortdauer nach dem Tode so bestimmt ausspricht und das mit einer solchen Zärtlichkeit für die abgeschiedenen Freunde sorgt und ihr Andenken ehrt. Alles, was den Lebenden lieb und theuer war, sollten die Todten auch im künftigen Zustande nicht entbehren. Jedem Stande, jedem Geschlechte, jedem Lebensalter musste, was zur Vertheidigung, zur Bezeichnung des Ranges, zur Erwerbung der Lebensmittel, zur Unterhaltung u. s. w. nöthig war, mitgegeben werden. Der Krieger erhielt seine Waffen, der Ackerbauer seine Geräthschaften, der Jäger seine Wurfspiesse und Pfeile, der Fischer seine Angeln; das weibliche Geschlecht wurde mit seinem sämmtlichen Schmucke, mit thönernen Wirteln u. s. w., das Grab eines Kindes mit Klappern und anderem Spielzeug ausgestattet. — Alle Verstorbenen bekamen wenigstens in früherer Zeit Speise und Trank, sei es für die Wanderung oder das künftige Leben. — Die Bestattenden waren also von dem Glauben durchdrungen, der Hingeschiedene werde ganz in dieselbe Lebensweise, in dieselben Verhältnisse eintreten, in denen er sich hier befand, und es sei Pflicht, ihn mit Allem, was er bedürfe, auf's Gewissenhafteste auszurüsten.

1) Wie z. B. der sogenannte Kessibühel oberhalb der Kirche zu Stäfa

Bestattungsgebräuche.

Entgegen der jetzt unter Christen üblichen Sitte, nach welcher dem Verstorbenen die Kleider und damit alle äussern Zeichen seines Standes, seines Ansehens abgenommen werden, und ein einfaches Leichengewand seine nunmehrige Hülle ausmacht, wurden dem heidnischen Bewohner unsers Landes die besten Kleider, die er besass, all' das Geräthe, dessen er im Leben am meisten bedurfte, allen Dige, womit er seinen Körper zu zieren pflegte, mit in's Grab gegeben. — Bei der Bestattung trugen ihn die Seinigen auf eine mit Eichen bewachsene Anhöbe [1], an die Stelle, welche zum Beerdigungsplatze des Verstorbenen gewählt und mit einem Steinkranze [2] bezeichnet worden war. Ein Theil des Leichenzuges brachte die zahlreichen oft zu 20 und 30 Stück ansteigenden Thongefässe und die übrigen Grabgeschenke an diesen Ort. Sollte der Leichnam unverbrannt bestattet werden, so legte man ihn in die Mitte des Steinkreises auf den Rasen nieder, meistens so, dass das Antlitz der aufgehenden Sonne zugewandt war, erhöhte das Haupt vermittelst eines untergeschobenen Steines und umstellte den Körper mit 10—12 grossen Steinen, die man im Walde gesammelt hatte.

Dann zündete man innerhalb des Ringes ein Feuer an, an welchem zuweilen Eber und Rehe als Speise zubereitet wurden. Einzelne Stücke dieser Thiere, namentlich die Köpfe der Eber, wurden unmittelbar neben den Leichnam gelegt. Nach beendigter Opferfeierlichkeit gab man dem Todten, bevor er dem Blicke verschwand, noch das möglichst würdige Aussehen, indem man ihn mit den Grabgeschenken schmückte und die Urnen um ihn her aufstellte [3]. Hierauf wurde der Leichnam mit gereinigter, nicht selten mit Asche vermischter Walderde und der übrige Raum innerhalb des Kreises etwa einen Schuh hoch mit gewöhnlicher Erde bedeckt. Zuweilen zündete man auf dieser Schicht ein zweites, noch höher ein drittes und in grossen Hügeln wohl ein viertes Feuer an, wobei aber nicht immer Thiere geopfert wurden. In die Mitte des wachsenden Grabhugels, bei dessen Erbauung oft eine grosse Zahl von Menschen beschäftigt gewesen sein muss, warfen einige Umstehende von Zeit zu Zeit Kohlen, Steine und Scherben von Thongefässen.

Sehr häufig wurde der Todte anstatt mit lockerer Erde mit grossen Steinen, welche ursprunglich ein Gewölbe gebildet haben mochten, bedeckt, vielleicht um den Leichnam gegen die Thiere des Waldes, namentlich gegen Eber und Wölfe oder auch gegen frevelhafte Beraubung zu sichern. — In einzelnen Fällen fanden auf verschiedenen Höhen des Grabhügels, anscheinend gleich nach Beisetzung des zu unterst liegenden, neue Beerdigungen statt. — Ob diese Körper, welche meistens nachlässig hingelegt oder vielmehr hingeworfen worden sind [4], von Gliedern derselben Familie, welcher jener angehörte, oder eher von dessen Leibeigenen und Gefangenen herrühren, lässt sich nicht entscheiden.

---

1) Unter den Grabhugeln kommt auf dem ursprünglichen Boden fast immer Eichenlaub, zuweilen auch Buchenlaub zum Vorschein, wenn auch gegenwärtig nah und fern keine solchen Bäume stehen.

2) Der Umfang des Hügels, der in den meisten Fällen jetzt noch genau einen Kreis bildet, war vorher abgesteckt worden. Die Steinkränze, welche immer kreisrund sind, mögen auch zur Befestigung des Hügelrandes gedient haben.

3) Die Urnen stehen haufig auf der Kohlenstätte. — Vielleicht wurde erst nach dem Opferbrande der Leichnam in den Steinkreis gelegt.

4) Siehe Grabhügel im Burghölzli bei Zürich Bd. I, Heft I.

Sollte anstatt der Beerdigung die Verbrennung dem Todten zu Theil werden, so legte man ihn gekleidet und geschmückt, wie man ihn von seiner Wohnung gebracht hatte, auf den in oder neben dem Steinkreise errichteten Holzstoss. Knochen und Asche des verbrannten Leichnams wurden sorgfältig gesammelt und in einer Urne, welche man auf den Brandplatz stellte, und mit Steinen umgab, verwahrt. Um diese her reihte man die Grabgefässe, legte wohl auch einiges Geräthe von Erz und Eisen, namentlich Schmucksachen neben die Todtenurne und erbaute entweder aus blosser Erde oder grossen Steinen und Erde den Grabhügel.

Nicht selten liegen unmittelbar neben einander und von demselben Hügel bedeckt verbrannte und beerdigte Leichname.

Betreffend die Bestattungsgebräuche bei Einsenkung des Leichnams in ein gewöhnliches Grab oder in eine im Boden aus Steinen errichtete Grabkammer, gibt es der Andeutungen nur wenige. Es lässt sich nur so viel mit Gewissheit sagen, dass der Körper, welchem man auf die angeführte Weise Kleider, allerlei Geräthe und thönerne Weihgefässe mitgab, anfangs mit leichter, reiner, oft mit Asche vermengter, dann mit gewöhnlicher Erde oder Steinen bedeckt wurde, unter die man ebenfalls Scherben einstreute. In vielen Fällen wurde bei der Bestattung neben dem Grabe ein Feuer angezündet.

Ob die Harzklumpen und seifenartigen Stoffe, die wir nicht nur in Brand-, sondern auch in Grabhügeln fanden, als Ueberreste von Räucherwerk, das bei der Verbrennung der Leichname und bei Opfern angewendet wurde, zu betrachten sind, oder zu den Beigaben gehören, lässt sich nicht entscheiden.

Dass Feierlichkeiten, wie die eben beschriebenen, nur bei Beerdigung von Personen höhern Ranges beobachtet wurden, geht aus der verhältnissmässig geringen Zahl solcher Grabmäler hervor. Die an vielen Orten in Menge sich findenden, fast ohne alle Beigaben bestatteten Leichname mögen Menschen aus niedrigem Stande und Leibeigenen angehört haben.

Stoffe, aus denen die in den Heidengräbern vorkommenden Mitgaben bestehen.

1. Knochen verschiedener, grosser Säugethiere und Vögel wurden zu Waffen und Geräthen mancherlei Art benutzt, z. B. zu Pfeilspitzen, zu Messerheften, zu Kämmen u. s. w. Dass Elfenbein vorkommt, ist wahrscheinlich, jedoch nicht erwiesen.

2. Stein, nämlich Talkstein, der in Graubünden vorkommt (Serpentin, Topfstein, Lavezzstein), Kalkstein, Kiesel wurden zu Waffen, Werkzeugen, Geschirren benutzt. Weisser und röthlicher Marmor ersetzen häufig Edelsteine oder Glas an bronzenen Armringen oder Heftnadeln.

3. Thon. Aus diesem Stoffe ist fast sämmtliches Geschirr und vielerlei anderes Geräthe verfertigt worden.

4. Bronze. Zu Waffen, Schmucksachen und Geräthen aller Art verwendet. Da unser Land weder Kupfer noch Zinn besitzt, ist Bronze als solches, oder in seinen Bestandtheilen eingeführt worden. Die Menge des dem Kupfer beigemischten Zinnes beträgt 10—20 %.

5. Messing [1]). Messing ist zu Geräthe und Schmucksachen offenbar erst in einer spätern Periode benutzt worden. Einen Bestandtheil des Messings, nämlich Zink, liefert Graubünden. Es ist aber wahrscheinlich, dass dasselbe eingeführt wurde.

6. Eisen. Eisen wurde zu Waffen, Werkzeugen aller Art, Schmuckgeräthen u. s. w. verarbeitet und erscheint später als Bronze, aber früher als Messing. — Sowohl Eisenstein als Bohnerz kommt in beträchtlicher Menge in der Schweiz vor. „In Graubünden wurden Eisenerze schon in alter Zeit meistens durch Raubbau gegraben und eine Menge Gruben stehen in allen Gegenden des Gebirges verlassen. Von vielen spricht keine historische Ueberlieferung oder Sage; bei einigen, z. B. im Oberhalbstein, lassen die aufgefundenen Spuren auf die uralte, höchst einfache Behandlung und auf offene Essen ohne Schmelzöfen schliessen.“ (P. C. v. Tscharner.)

7. Kupfer. Aus diesem Metalle, das in Helvetien nur in geringer Menge vorkommt, und ohne Zweifel durch Tausch erhalten wurde, ist mancherlei Geräthe verfertigt worden.

8. Gold. Gold wurde zu Geld und Schmuck verwendet. Dieses Metall ist nach dem Berichte der Alten, welche den Goldreichthum der Helvetier mehrmals erwähnen, aus dem Sande der Flusse gewaschen worden. Noch gegenwärtig wird aus der Aar, der Emme, dem Rheine auf diese Weise Gold gewonnen.

9. Silber. Aus diesem Metalle ist Geschmeide verschiedener Art verfertigt worden. Ob es aus den Gebirgen Graubündens hergenommen wurde, ist nicht zu bestimmen.

10. Blei. Blei findet sich selten und nur neben andern Metallen zu Schmuckgeräthe verwendet. Es wurde vermuthlich in Graubünden gegraben.

11. Rothstein und Graphit. Diese beiden Minerale, von denen nur das erstgenannte in der Schweiz vorkommt, sind zum Bemalen der Thongefässe gebraucht worden.

12. Glas. Glas und Glasfluss in mannigfaltiger Färbung erscheint in Schmucksachen verschiedener Art, namentlich in Perlen, womit man den Hals schmückte. Ob in Helvetien Glas verfertigt wurde, oder ob die Gegenstände aus diesem Stoffe als Handelswaare in's Land kamen, bleibt so lange unentschieden, bis etwa durch einen glücklichen Zufall die Werkstätte eines Glasarbeiters entdeckt wird. Für die erste Annahme spricht das Zeugniss römischer Schriftsteller, betreffend die Geschicklichkeit der Gallier in der Behandlung des Glases, für die zweite der Umstand, dass Schmucksachen aus Glas fast in allen den Römern bekannten Ländern gefunden werden.

13. Bernstein. Der Bernstein, eine Handelswaare, wurde zu Kopf- und Halsschmuck verwendet.

---

1) Seit einigen Jahren hat sich die Ansicht geltend gemacht, dass Bronze einen Gegenstand als celtisches, Messing als römisches Fabrikat bezeichne. Allein, wenn auch der zweite Theil dieser Behauptung richtig sein sollte, so ist der erste Theil gewiss nicht zuverlässig, da die Römer bis zum Ende ihrer Herrschaft für gewisse Zwecke Bronze ohne irgend eine Beimischung von Zink anwendeten.

14. Koralle. Dieser Stoff wurde von Italien hergebracht und zu Ohrgehängen benutzt.

15. Gagat. Der Gagat kommt an vielen Orten in Deutschland, aber nicht in der Schweiz vor. Er wurde zu Armringen verarbeitet.

16. Wachs. Wachs findet sich ganz gut erhalten in den hohlen Knöpfen grosser bronzener Nadeln und anderem hohlen Schmuckgeräthe.

17. Harz. Harz verschiedener Art kommt ebenfalls in hohlen Schmucksachen, z. B. Ringen zum Vorschein.

18. Holz. Eichenholz und Eschenholz ist zu Schildern, Lanzen und Pfeilschäften benutzt worden. Die eben genannten Holzarten finden sich nebst Tannen- und Buchenholz verkohlt in den Brandstätten.

19. Wolle. Wolle wurde zu Tuch verarbeitet.

20. Leinwand. Diente zu Kleidern.

21. Leder. Leder verschiedener Art wurde zur Bedeckung des Körpers und zu Riemen verwendet.

22. Zähne. Zähne verschiedener einheimischer Thiere (Schweine, Wölfe) dienten als Geräthe, vielleicht als Schmuck, vielleicht auch als Amulette.

23. Horn. Geweihe von Hirschen und Reben in Stücke zersägt kommen häufig vor; von Ochsen-, Widder- und Ziegenhörnern findet sich keine Spur.

24. Muscheln. Muscheln vom indischen Ocean dienten als Halsschmuck.

Aufzählung der einzelnen in den Heidengräbern vorkommenden Mitgaben.

Um dem Alterthumsfreunde die Uebersicht der verschiedenartigen Mitgaben zu erleichtern, scheint es zweckmässig, dieselben in mehrere Gruppen zu bringen. Den Eintheilungsgrund gibt entweder ihr Alter, oder ihre Herkunft, oder ihre Bestimmung, oder die Form der Gräber (Bestattungsweise), in denen sie gefunden werden. Es versteht sich, dass bei jeder dieser Classen bemerkt werden muss, was den Erwachsenen und den Kindern je nach dem Geschlechte zukommt. Dass nur bei einer solchen Behandlung des Stoffes ein bestimmtes Resultat, ein Bild der jeweiligen Cultur des fraglichen Volkes, gewonnen werden kann, ist einleuchtend. Allein mit dem besten Willen, diesen Blättern in der eben angedeuteten Beziehung einigen Werth zu sichern, muss ich gestehen, dass es mir ungeachtet der vielen Zeit und Mühe, die ich auf diese Untersuchungen verwendet habe, nicht gelungen ist, auch nur ganz billigen Anforderungen ein Genüge zu leisten. Ich bin nämlich, wofern ich nicht blossen Muthmassungen mich hingeben will, nur in einzelnen Fällen im Stande, das Alter eines Fundes mit einiger Bestimmtheit anzugeben. Ebenso wenig ist es bis jetzt ausgemacht, welchem Volke die Grabmäler von der einen oder andern Form zugeschrieben werden müssen. Was die Eintheilung der Beigaben in Absicht auf ihren Gebrauch betrifft, so hält es in einer Menge von Fällen sehr

schwer zu sagen, ob ein Gegenstand als Waffe, Schmuck, oder Werkzeug gedient habe. Den Inhalt nach dem Aussehen der Gräber zu ordnen und zu vereinigen, was in den Grabhügeln, was in den Reihengräbern u. s. w. gefunden wird, scheint deswegen nicht rathsam, weil dieselben Dinge in Gräbern von ganz verschiedener Form und Construction vorkommen. In Betreff des Unterschiedes zwischen Männer- und Weibergräbern muss ich ebenfalls bekennen, dass es mir nicht immer möglich war, aus den vorhandenen Ueberresten das Geschlecht des Bestatteten zu bestimmen [1].

Die Schuld, dass gerade die wichtigsten Fragen bisher noch nicht beantwortet worden, darf nicht ganz auf Rechnung der Ausgrabenden gesetzt werden, welche freilich nur zu oft einzig und allein auf die in den Gräbern enthaltenen Schätze ausgehen, und die Hebung derselben in möglichst kurzer Zeit bewerkstelligen wollen — der grössere Theil der Schuld liegt vielmehr in dem Umstande, dass bei der Auflöslichkeit aller organischen und vieler unorganischen Stoffe, die Leichname selbst theilweise verschwunden, viele Beigaben zerstört, und von der Bekleidung, deren Ausmittelung so interessant und wichtig ist, meistens nur kleine Stücke erhalten sind. Es bleibt mir daher, wenn ich mich und Andere nicht mancherlei Täuschungen aussetzen will, kein anderer Ausweg übrig, als die Masse der vor mir liegenden Gegenstände nach dem Stoffe, aus dem sie verfertigt sind, zu ordnen und auf diese Weise wenigstens dem Besitzer solcher Dinge, der Vergleichungen anzustellen wünscht, das Aufsuchen der in dem folgenden Verzeichnisse aufgeführten Beigaben zu erleichtern. Dass bei dieser Eintheilung die rohen Produkte einer beginnenden Gesittung mit den kunstreichen Erzeugnissen einer spätern Periode zusammen zu stehen kommen, ist nicht zu vermeiden.

A. Die Thongefässe.

Als eine der wichtigsten Beigaben, womit von den frühesten Zeiten an die Gräber, Grab- und Brandhügel bald sparsam, bald sehr reichlich ausgestattet wurden, dürfen die Thongefässe betrachtet werden. Ihr Vorkommen neben den Ueberresten der Verstorbenen weist theils auf gewisse Bestattungsfeierlichkeiten, theils auf die Begriffe hin, welche man von dem Zustande nach dem Tode hegte.

Von hohem Werthe sind diese Töpferarbeiten aber auch deswegen, weil ihre Gestalt und Auszierung aus freier Erfindung hervorgingen und uns somit einen Masstab an die Hand geben, nach welchem wir den Schönheitssinn und den Geschmack der Verfertiger beurtheilen können. So wie sich in der Form des Capitäles an Säulen und Pfeilern antiker und mittelalterlicher Bauwerke die Höhe und Tiefe der Kunst und zwar nicht nur der bauenden, sondern der bildenden überhaupt ausspricht; so berechtigt uns auch die Form der Thongefässe eines alten Volkes zu einem sichern Schlusse auf dessen Kunstsinn und Bildung im Allgemeinen. Da im Alterthume die Verfertigung blechener Gefässe weniger gekannt oder geübt wurde, und gläserne, oder gegossene, oder getriebene Geschirre

1) Von vielen deutschen Alterthumsforschern werden diejenigen Gräber, welche einen Reichthum von Schmucksachen darbieten, als Weibergräber betrachtet. Dass in den Gräbern unsers Landes bei männlichen und weiblichen Körpern dasselbe Schmuckgeräthe vorkommt, kann ich versichern.

zu den seltnern und kostbaren Besitzthümern gehörten, so musste das Töpfergewerbe eine um so höhere Bedeutung gewinnen und sich zur eigentlichen Kunst erheben.

Stellen wir nun die den ältesten Gräbern, den Todtenhügeln, den Reihengräbern enthobenen Thongefässe zur Vergleichung neben einander, so lässt sich ein Fortschreiten theils in der Wahl der Formen, theils in der Zubereitung und Behandlung des Stoffes mit Bestimmtheit wahrnehmen. Anfänglich wurde der Thon ganz roh, ungeschlemmt, so wie man ihn fand, angewendet[1]; die Gestalt der Geschirre war plump und nicht auf der Töpferscheibe, sondern unter dem blossen Drucke der Hand und des Spatens entstanden.

Die Thongefässe späterer Zeit sind alle auf der Drehscheibe geformt, und viele derselben, welche bei ganz dünner Schale und bedeutender Grösse sich weit ausbauchen, liefern Beweise für die ungemeine Geschicklichkeit der Verfertiger. Die Thongeschirre, welche die jüngsten unter den Grabhügeln und die Reihengräber liefern, weisen deutlich auf Bekanntschaft mit römischer Töpferkunst hin. Der Thon ist ganz so rein, ganz so gut gehärtet, die Urne, wenn schon von anderer Form, mit denselben Farben bemalt, eben so fleissig ausgearbeitet, geglättet, verziert, wie Töpferwaaren, welche aus den Trümmern römischer Wohnungen hervorgezogen werden. Auffallend ist indessen das ziemlich häufige Vorkommen einzelner schlechter Geschirre in spätern Gräbern unmittelbar neben solchen von der eben bezeichneten bessern Art. Ohne Zweifel waren diese Gefässe ausschliesslich für heilige Zwecke bestimmt und aus diesem Grunde nach alt hergebrachter Weise verfertigt worden. Niemals zeigt sich übrigens unter den Thongefässen, welche, nach den dabei gefundenen römischen Kaisermünzen und Dachziegeln zu schliessen, aus dem dritten oder vierten Jahrhundert herrühren, auch nur ein einziges, das aus der rothen Sigillerde oder aus der weisslichen oder aschgrauen glasharten Masse römischer Geschirre bestünde. Auch ist die Form der Grabgefässe immer eine eigenthümliche geblieben, welche nie mit derjenigen irgend eines der Thongeschirre übereinstimmt, welche haufenweise in römischen Ansiedlungen zum Vorschein kommen. Wer eine Reihe von Grabgeschirren genauer untersucht hat, wird nie in Zweifel gerathen, wenn er entscheiden soll, ob ein Thongefäss römischen Ursprungs, oder einem nicht römischen Heidengrabe entnommen sei. Nur in den spätesten Reihengräbern kommen nicht selten Geschirre aus Topfstein zum Vorschein, welche als eingeführte Waare in den römischen Ansiedelungen und in Heidengräbern in ganz gleicher Form und Grösse angetroffen werden[2]. Plinius spricht von den in den Alpen verfertigten Topfsteingefässen im 44. Capitel seiner Naturgeschichte: In Siphno lapis est, qui cavatur tornaturque in vasa coquendis cibis utilia, vel ad esculentorum usus: quod in Comensi Italiae lapide accidere scimus. Sed in siphnio

1) Ganz nach der bekannten Angabe des Tibullus L. 1 el 1. Fictilia antiquus primum sibi fecit agrestis Pocula de facili compositque luto.

2) Der Topfstein, Lavezzstein, wird seit uralter Zeit zu Geschirren von verschiedener Form und Grösse, besonders aber zu flachen, tellerartigen benutzt, und von den Bewohnern der südlichen Alpenthäler nach den angrenzenden Ländern verführt. So wie die Form und Auszierung dieser Gefässe ganz dieselbe geblieben ist, die man ihnen zur Zeit der Römer gab, so hat sich auch die Vorrichtung deren der Verfertiger bedarf, in ursprünglicher Einfachheit erhalten. Es besteht dieselbe in einem aus Brettern an einem Bergabhange errichteten Hüttchen, einem kleinen Wasserrade einem schlechten Drehstuhle und einigen eisernen Instrumenten.

singulare, quod excalfactus oleo nigrescit, durescitque natura mollissimus. Tanta qualitatum differentia est. Nam mollitiae et trans Alpes praecipna sunt exempla etc.

Bestimmung der Thongefässe.

(Siehe Taf. III.)

Obgleich man die in den Heidengräbern vorkommenden Thongefässe gewohnlich mit dem allgemeinen Namen Graburnen belegt, so ist doch die eigentliche Bestimmung nur derjenigen von ihnen ausgemittelt, welche die verbrannten Gebeine eines Leichnams in sich schliessen. Es werden aber auch in den ältesten, der sogenannten Erzzeit angehörenden, Gräbern, welche niemals verbrannte, sondern nur begrabene Körper enthalten, Töpfe angetroffen. Da sich in diesen häufig Knochen wilder Schweine und anderer Thiere, die man als Ueberreste von Gerichten betrachtet, vorfinden, so nimmt man an, dass die Thongefässe zur Aufnahme von Lebensmitteln, namentlich flüssigen, bestimmt gewesen seien, und dass man den Abgeschiedenen für das nene Leben oder für die Wanderschaft mit seinen Lieblingsspeisen und seinen Lieblingsgetränken in reichem Masse versorgt habe. Mag diese Ansicht in Beziehung auf die früheste Periode richtig sein, so ist dagegen eben so sicher, dass in späterer Zeit die Töpfe nur eine sinnbildliche Bedeutnng hatten, und blos als Weihgeschenke und ohne Inhalt neben die Todten gestellt wurden. Die Gründe, die mich zu dieser Annahme bestimmen, sind folgende: Häufig fand ich namentlich in Brandhugeln funf bis sechs Schalen, von denen je die kleinere in die grössere eingesenkt war und diese unmittelbar berührte. Es ist unmöglich, dass, mit Ausnahme der obersten, eine dieser Schalen bei der Aufstellung mit fester oder flussiger Speise angefüllt war. — Ferner trifft man nicht selten Thongefässe an, anf deren Boden ein Becher liegt, über welchem ein zweites Gefäss sich befindet, das wieder einen Becher in sich schliesst. Natürlicherweise konnte der grössere Topf keine Flüssigkeit enthalten haben. Noch eines Umstandes muss ich hier erwähnen, aus dem hervor zu gehen scheint, dass die Thongefässe in der spätern Periode nicht für ökonomischen Gebrauch, zu dem sie ursprünglich mögen bestimmt gewesen sein, sondern nur zu religiösen Zwecken verfertigt, und neu und ungebraucht, sowie sie aus der Hand des Töpfers kamen, beigesetzt wurden. Es gibt nämlich grössere Töpfe, an deren Rand auf entgegenstehenden Punkten Erhöhungen, Buckel angebracht sind. Die Löcher, welche man an vielen dieser Buckel oder Knöpfe bemerkt, dienten zur Aufnahme einer Schnur, woran das Gefäss getragen wurde (s. Taf. III, Fig. 35). Nun sind aber häufig von vier Ansätzen nur zwei oder gar nur ein einziger durchbohrt worden, oder die Löcher haben sich während der Abglättung der Töpfe wieder mit Thon angefüllt, dessen Entfernung vor dem Brennen vernachlässigt wurde. Endlich bemerkt man an den hartgebrannten Töpfen häufig hervorspringende Theile oder anklebende Sandkörner, welche, hätte man das Gefäss auch nur kurze Zeit gebraucht, unfehlbar verschwunden wären. Die Ansicht, dass die Grabgefässe des Bestatteten Lieblingsgefässe und ein Theil seines Hausrathes gewesen seien, findet sich also durch die eben angeführte Beobachtung nicht bestätigt.

Fassen wir die Gestalt sämmtlicher Geschirre näher in's Auge, so gibt uns dieselbe über den Gebrauch, zu dem sie ursprünglich verfertigt wurden, folgenden Aufschluss.

Eine Classe von Töpfen, die in den Brandhügeln vorkommt, ist zur Aufbewahrung der Asche und Knochen verbrannter Leichname bestimmt. Es sind diess Geschirre (siehe Taf. III, Fig. 1—18) mit ziemlich weiter Oeffnung und einwärts gebogenem Rande. Die Aussenseite derselben ist häufig bemalt und mit eingedrückten Strichen und Punkten verziert.

Eine zweite Classe ist zur Aufnahme von Getränken bestimmt, wie die in ihrem Innern sich häufig vorfindenden kleinen Gefässe, Trinkschalen, Trinkbecher, auf's Deutlichste beweisen. Diese Gefässe sind meistens über der Bauchung wieder eingezogen (siehe Fig. 31—36).

Eine dritte Classe bilden die eben angeführten Trinkbecher, deren innerer Durchmesser oft nur einen Zoll beträgt, oft aber demjenigen eines grossen Glases oder einer Tasse gleichkommt. Die einen Trinkschalen sind beinahe vollkommene Halbkugeln mit etwas eingebogenem Rande und zum Stehen nicht geeignet, andere zeichnen sich durch einen stark nach Aussen gebogenen Rand aus, noch andere sind wie Gläser cylindrisch geformt, jedoch nicht so hoch. Nur bei einer dieser Formen, nämlich der einen Fuss und ausgeschweiften Rand besitzenden, ist bisweilen eine Handhabe angefügt (siehe Fig. 46—60).

Eine vierte Classe von Thongefässen gleicht vollkommen unsern Schüsseln und scheint zur Aufnahme breiartiger oder flüssiger Lebensmittel bestimmt gewesen zu sein. Der Boden ist immer breit genug, dass das Gefäss feststeht. Die Seitenwand steigt häufig unter einem Winkel von 40—60° auf und ist gegen den Rand hin bald einwärts bald auswärts gebogen (siehe Fig. 19—30).

Eine fünfte Classe bilden die Teller. Die Geschirre, die ich zu diesen zähle, haben alle einen ganz flachen Boden, und sind nur am Rande zu einer geringen Höhe aufgebogen. In diesen Geschirren konnten nur trockene Dinge herumgetragen werden (siehe Fig. 41—43).

Eine sechste Classe begreift in sich die ganz eigenthümlich geformten sich absatzweise nach innen verengenden sehr weiten Schalen, welche immer mit Strichen und Punkten, meistentheils auch mit rother und schwarzer Farbe verziert sind. Man kann sie als Präsentirteller, als Vorsetzschüsseln betrachten (siehe Fig. 37—40).

Noch muss hier der kleinen flachen Schalen Erwähnung geschehen, deren Rand auswärts gebogen und mit einer Ausgussrinne versehen ist. Diese Schalen gleichen den gemeinern ganz einfachen römischen Lampen so auffallend, dass man sie anstatt zu den Trinkschalen zu den Geräthschaften von der eben angeführten Art rechnet. Auf den am Rande befindlichen Schnabel wurde der Docht gelegt.

Noch gibt es eine Menge Thongefässe von sehr verschiedener Form, die wahrscheinlicher Weise ebenfalls zu einem bestimmten Gebrauche verfertigt waren; ich könnte jedoch, was diesen betrifft, blosse Muthmassungen aussprechen und dieselben nicht gehörig begründen.

In Beziehung auf die Form der den Heidengräbern unsers Landes enthobenen Töpferwaaren im Allgemeinen kann ich Folgendes mittheilen:

Wenn wir die Thonscheibe mit aufgestülptem Rande oder den Teller als das eine Ende der Reihe von Formen, welche man den Geschirren geben kann, den Cylinder als das Mittelglied und das sich der Kugel nähernde Gefäss mit spitzigem Fuss, weiter Bauchung und engem Halse als das andere Ende dieser Reihe betrachten, so darf man behaupten, dass, die äussersten Glieder der Reihe

mit eingeschlossen, fast alle möglichen Formen sich unter der grossen Zahl heidnischer Thongefässe auffinden lassen

Bei aller Mannigfaltigkeit der Form jedoch, sind bis jetzt noch keine eckigen oder durch Zwischenwände in mehrere Räume abgetheilten oder mit grossen hörnerartigen Handhaben versehenen Töpfe, welche anderswo nicht zu den Seltenheiten gehören, zum Vorschein gekommen. Meistentheils sind anstatt der Henkel, wie oben bemerkt, zum Durchziehen von Schnüren Ansätze oder Löcher in dem Rande der Urne selbst angebracht worden. Es ist mir ferner noch kein Gefäss mit Füssen vorgekommen, eben so wenig habe ich bis jetzt einen Deckel zu irgend einem Gefässe auffinden können. Ich zweifle indessen nicht, dass bei Lavezzschalen, wovon die Reihengräber eine ziemliche Menge enthalten, dieser Gegenstand vorhanden sein wird.

Was die Grösse der Thongefässe betrifft, so ist bereits gesagt worden, dass es Geschirre (Trinkbecher) gibt, welche nicht viel über einen Zoll hoch und einen Zoll breit sind. Dagegen findet man in Brandhügeln Todtenurnen, welche gegen 2 Fuss hoch sind und Vorsetzschüsseln, welche 1½ Fuss im Durchmesser halten. Jenes sind die höchsten, dieses die breitesten aller bei uns vorkommenden Gefässe. Zwischen den erstgenannten kleinen Töpfchen und diesen grossen finden sich alle möglichen Mittelstufen.

Masse.

So wie in Absicht auf Form, so sind auch der Masse nach die Gefässe sehr verschieden. Vergleichen wir die Grabgeschirre auch in dieser Beziehung mit den römischen Thongeschirren, welche bei Abdeckung römischer Wohngemächer in grosser Menge und Mannigfaltigkeit der Form gefunden werden, so lässt sich erst in den Produkten der letzten Periode der Heidengräber römischer Einfluss erkennen, während die frühern keine Spur von Bekanntschaft mit fremder Töpferkunst verrathen.

Das römische Küchen- und Tafelgeschirr, soweit ich es aus unsern Nachgrabungen habe kennen lernen, theilt sich in Absicht auf Güte des Stoffes in drei Arten [1]. Die erste umfasst das gemeinere Geschirr, das im Bruche weisslich, graulich, gelblich, röthlich, schwärzlich erscheint, aus ungeschlemmtem Thon verfertigt und hartgebrannt, aber unglasirt und durchdringlich ist. Feineren Stoff und künstlichere Zubereitung zeigt eine zweite mit einem glänzenden Ueberzuge versehene Art, nämlich die aus der röthlichen Erde (der sogenannten terra sigillata, mit Bildern gezierten Erde) bestehenden Gefässe, welche wenig ritzbar und undurchdringlich, daher mit unserm besten Steingutgeschirr in Eine Reihe zu stellen sind. Zu eben dieser Classe sind auch die aus hellgrauem, schwärzlichem oder bräunlich rothem, ungemein hartem Stoffe verfertigten Thongefässe zu zählen. Das kostbarste und schönste Tafelgeräthe der Römer besteht aber aus weisser, gelber, hellblauer, hochrother Erde oder Glasfluss, ist glänzend im Bruche, unserm Porzellan ähnlich und ebenso hart wie dieses. Die letzte Vollendung erhielt diese dritte Art von Gefässen vermittelst Schleifens. Von allen diesen Stoffen, mit Ausnahme der letztgenannten, findet sich in den Heidengräbern keine Spur. Aus diesem aber

1) Wir übergeben hier die gröbere Hafnerwaare, wie Weinkrüge u. dgl. aus terra cotta

sind die bunten in den Grabhügeln und Reihengräbern vorkommenden Halsschmuckperlen verfertigt worden.

Alle ältern Grabgefässe sind aus ungereinigtem Letten gemacht worden, welchem häufig, sowohl bei kleinern als grössern Gefässen, absichtlich Steinkörner beigemischt wurden. Diese Steinchen sind aber nicht der Sand, welcher sich an den Ufern der Flüsse ablagert, sondern jeder Zeit Bruchstücke von Steinen, namentlich von Granit oder Gneis oder Kalk oder Glimmerschiefer, in der östlichen Schweiz nicht selten von rothen Kärpfstockfindlingen. Nach der Meinung erfahrener Töpfer fand die Beimengung von Steinkörnern desshalb statt, um dem Thone theils für die Ausarbeitung der Gefässe mehr Festigkeit, theils für den nachherigen Gebrauch und die Erhaltung der Form beim Brennen mehr Dauerhaftigkeit zu geben. Wirklich ertragen diese Geschirre, wie ich mich aus mehrfachen Versuchen überzeugt habe, jeden Hitzgrad, sogar das freie Feuer und die Abwechslungen der Temperatur eben so gut, wie das bräunliche Kochgeschirr, das wir gegenwärtig aus den Jurathälern des ehemaligen Bisthums Basel (Pruntrut) beziehen. Bei vielen, namentlich grössern Gefässen ist die Menge der Steinkörner, die häufig die Grösse einer Erbse erreichen, und der Glimmerschüppchen in hohem Grade auffallend.

Art der Verfertigung.

Nach der Ansicht mehrerer Töpfer, die ich zu Rathe gezogen, sind die Grabgefässe auf dreierlei Art entstanden. Die einen sind aus freier Hand geformt, wie die Unregelmässigkeit ihrer Gestalt und die Spuren der Anwendung von Werkzeugen zum Aushöhlen, Schaben, Glätten deutlich beweisen. Andere, wie z. B. viele becken- und tellerartige Gefässe sind auf der Form ausgearbeitet worden, was aus der geometrisch richtigen Gestalt der innern Seite und der unregelmässigen durch Hand und Spaten gebildeten äussern Seite hervorgeht. Weitaus die Mehrzahl der Gefässe aber, nämlich alle aus der celtisch'-römischen Periode herrührenden sind unter Anwendung der Töpferscheibe und zwar, in Betracht der Grösse der Gefässe, ihrer Dünnheit und kühnen Ausbauchung mit ausserordentlicher Geschicklichkeit gefertigt worden. Sicher ist, dass ein gewöhnlicher Töpfer unsrer Zeit nur nach langer Einübung solche Gefässe zu machen im Stande wäre. — An vielen auf die dritte Art hervorgebrachten Töpfen bemerkt man indessen bei allen übrigen Vorzügen nicht selten eine auffallende Ungleichheit in der Dicke der Schale. Es rührt diess daher, dass der Thon nicht gehörig ausgearbeitet, sondern stellenweise zu flüssig oder zu trocken war und beim Abdrehen bald in zu grosser, bald in zu geringer Menge weggeschafft wurde.

Alle Grabgefässe sind unglasirt, durchdringlich, ritzbar, am offenen Feuer, in der Glut, und nicht im Brennofen gehärtet; es gibt daher viele, welche auf der einen Seite ziemlich fest, auf der andern sehr weich sind, und wenige, welche beim Anschlagen einen Klang von sich geben.

Viele Gefässe sind nach der Härtung noch abgerieben und geglättet worden. Man kann diess namentlich an denjenigen beobachten, deren Masse mit Steinkörnern vermischt und deren Oberfläche holpericht ist. Bei diesen Gefässen wurden offenbar nach der Härtung und vor dem Bestreichen mit Farbe die aus der Wand hervortretenden Steinkörner weggeschliffen.

Verzierung der Gefässe.

(Taf. IV und V.)

Wir bemerken an den Grabgefässen dreierlei Arten von Verzierungen. Entweder sind dieselben erhaben oder in die Schale eingedrückt und eingeschnitten, oder sie bestehen in einer Färbung, welche entweder das ganze Gefäss oder ein Theil desselben, sei es nur auf der Aussenseite, sei es in- und auswendig, erhalten hat.

Von diesen drei Arten von Verzierungen kommt die zweite am häufigsten vor.

Es ist auffallend, dass man an den Grabgefässen nie eine Verzierung bemerkt, welche man als Abbildung eines Gegenstandes aus der Natur, der belebten oder leblosen, halten könnte. Auf den vielen hundert Gefässen, die ich gesehen und untersucht habe, fand ich weder auf die eine noch die andere angegebene Weise auch nur versuchsweise ein Blatt, eine Blume, ein Thier vorgestellt. Eben so wenig ist bis jetzt irgend eine Spur von Schriftzügen auf diesen Gefässen entdeckt worden. Alle Striche, welche man als Sprachzeichen ansah, haben sich bei genauer Untersuchung entweder als blosse Linienornamente oder als Furchen, welche die Wurzeln der auf den Grabhügeln stehenden Sträucher und Bäume in den durch Feuchtigkeit erweichten Thon eingruben, erwiesen.

Was die Verzierungen in erhabener Arbeit betrifft, so beschränken sich dieselben, wenn man die Handhaben und die am Rande der Gefässe angebrachten durchbohrten Buckel oder Knötchen (Taf. IV, Fig. 35) nicht dazu rechnen will, auf einen glatten oder gekerbten Rundstab, der bald ein- bald mehrfach den Hals oder den obern Theil der Bauchung umschlingt (Taf. IV, 34, 35, 36).

Die vertieften Ornamente (Taf. IV, Fig. 1—33) bestehen erstens in Punkten oder vielmehr Grübchen, welche mit einem spitzigen Instrumente, einem Griffel oder gezahnten Rädchen gemacht worden sind, entweder eine rundliche oder eckige Form haben und meistentheils, mit Furchen abwechselnd, in horizontalen Reihen am Halse der Gefässe vorkommen; zweitens in Strichen oder breiten Furchen (Hohlkehlen), welche bald eine waagrechte, bald eine senkrechte Lage haben, oder in Zickzacke gebrochen, oder in Gruppen von der Form eines Dreieckes zusammengestellt sind, drittens in kleinen Kreisen, Halbkreisen, Halbmonden, Schlangenlinien u. s. w. Nicht selten ist der Raum, den die Striche einschliessen, anders gefärbt als der übrige Theil des Gefässes, nämlich schwarz, wenn dieses roth ist, und umgekehrt.

Die Farbe der Gefässe ist nach der chemischen Beschaffenheit namentlich dem Eisengehalte des dazu verwendeten Thones und dem Grade der Hitze, dem man sie aussetzte, sehr verschieden. Es gibt graue, schwärzliche, bräunliche, gelbliche, röthliche Geschirre. Viele von diesen sind stellenweise oder ganz mit Farbe bemalt oder abgerieben. Die gewöhnlich hiezu benutzten Farbstoffe sind Graphit und Rothstein. Die Bestandtheile eines schwarzfärbenden Stoffes, welcher in flüssiger Form aufgetragen wurde, in die Masse eingedrungen ist und sehr dauerhaft sich erwiesen hat, habe ich nicht ausmitteln können. Ein weisslicher und ein gelblich rother dicker Anstrich kommt nur bei Gefässen aus der spätesten Zeit vor (siehe Taf. V, Fig. 13 und 15).

Die ganz grossen Aschenurnen der Brandhügel sind ohne Ausnahme mit Graphit abgerieben und glänzend gemacht. Die kleinern Aschentöpfe sind bald auf die eben genannte Weise, bald mit Roth-

Rothstein bemalt und hernach geglättet worden. Die aus verschiedenen Farben bestehenden Verzierungen, welche geometrische Figuren, Gitterwerk, Zickzacklinien, Dreiecke, Vierecke oder Bänder vorstellen, sind hauptsächlich am Halse oder am obern Theile des Gefässes angebracht (siehe Taf. V). An den weitbauchigen, deren unterer Theil gewöhnlich nicht sichtbar ist, findet sich nie eine Spur von Verzierung.

Im Allgemeinen lässt sich von all' diesem Zierrathe, dem erhobenen, eingedrückten, farbigen, mit Bestimmtheit sagen, dass er sich an römischen Thonarbeiten, die in einem völlig verschiedenen Geschmacke und mit ganz verschiedenen Motiven verziert sind, nie findet. Sollten aber wirklich Geschirre mit ähnlichen Strich- oder Punktverzierungen in römischen Ruinen entdeckt werden, so wird schon eine genauere Betrachtung des Stoffes und der Form der Geschirre lehren, dass sie nicht aus einer römischen Werkstätte hervorgegangen, sondern von den Eingebornen des Landes verfertigt und wohl nur von dem Gesinde, den Sclaven römischer Herren, benutzt worden sind.

Es fällt in die Augen, dass alle diese Verzierungen zusammengenommen eine eigenthümliche, sehr wenig vorgerückte Ornamentirkunst bilden, welche nicht auf Mannigfaltigkeit der Form ausgeht, und was die Bemalung betrifft, sich auf die Auftragung von zwei Farbstoffen beschränkt, welche fast überall die Natur in Menge darbietet.

Noch verdient bemerkt zu werden, dass die auf den Thongefässen erscheinenden Motive dieselben sind, womit alles übrige Geräthe der Heidengräber, wie Brustgürtel, Schnallen, Ringe u. s. w. verziert sind.

Uebrige Mitgaben aus Thon.

Spindelsteine. Die walzenförmigen in der Richtung der Achse durchbohrten Gegenstände aus gebranntem Thon, welche in Grabhügeln und Reihengräbern neben weiblichen Skeletten vorkommen, sind ohne allen Zweifel als Spindelsteine gebraucht worden.

Perlen. Grössere und kleinere durchbohrte Kugeln sind, namentlich von Kindern, als Schmuck getragen oder als Spielzeug gebraucht worden.

Kinderklappern. Aus Thon verfertigte, hohle, Steinkörner in sich schliessende, Kugeln, ähnlich den in unteritalischen Gräbern aufgefundenen, sind in mehreren Gräbern entdeckt worden. Siehe Bd. II, Grabhügel bei Basel.

B. Gegenstände aus Stein und Knochen.

Pfeilspitzen und Meissel aus Knochen sind im östlichen Theile der Schweiz zu wiederholten Malen in Gräbern gefunden worden. Die Meissel oder keilförmig zugerichteten Knochenstücke wurden entweder gleich den kleinen Steinmeisseln (Bd. I, Heft III) in Keulen eingesenkt oder zum Kerben gebraucht. — Mehrere solcher Gegenstände befinden sich in der Sammlung des Herrn Baron von Meienfisch zu Constanz. — Niemand wird in Abrede stellen, dass Werkzeuge aus Knochen dem höchsten Alterthume und einer wenig fortgeschrittenen Cultur angehören.

Kämme. Diese Dinge gehören zu den häufig vorkommenden Mitgaben. Sie bestehen aus Platten von Knochen, auf welchen zur Verstärkung des Geräthes schmälere gewölbte und verzierte Platten vermittelst eiserner Stifte befestigt sind. Die mittlere, breitere Platte ist so unregelmässig eingesägt, dass die einzelnen Zähne eine sehr verschiedene Dicke besitzen (siehe Band I, Heft 3).

Ringe. Ringe aus Knochen sind mehrmals unter den Mitgaben gefunden worden.

Steinmeissel. Diese Gegenstände, welche über ganz Mittel- und Nordeuropa verbreitet und in unsern Gegenden aus Serpentin und Alpenkalkstein verfertigt sind, finden sich Band I, Heft III und Band II, zweite Abtheilung, Heft 2 besprochen und abgebildet. — Die Art der Schaftung der Steinhämmer ist indessen dort nicht richtig angegeben. Vor Kurzem sind, wie mir Herr Samuel Ferguson, Mitglied des Comités der Antiquitäten an der königl. irischen Academie, mitzutheilen die Gefälligkeit hatte, mehrere Steinmeissel sammt der hölzernen Handhabe in irischen Torfmooren und an verschiedenen Orten in Nord-Frankreich gefunden worden. Die Sammlungen von Douay und Amiens besitzen jede ein solches Exemplar. Das best erhaltene aber befindet sich in dem Museum des Herrn Bouches de Perthe, président de la Société d'Emulation zu Abbeville. Die hier beigefügte Zeichnung macht die Art, wie diese Instrumente an hölzerne Schlegel befestigt wurden, anschaulich. Es erklärt sich nun, warum der hintere Theil des Steinmeissels fast immer rauh gelassen, oder häufig nach seiner Vollendung absichtlich wieder rauh gemacht wurde.



Lanzen- und Pfeilspitzen, Hämmer und Aexte aus Feuerstein und Serpentin, welche den in Süddeutschland und Frankreich gefundenen entsprechenden Dingen völlig ähnlich sind, kamen in mehreren Gräbern zum Vorschein.

Steinkugeln, Schleudersteine. In den Gräbern auf dem Entibüchel und zu Martalen sind ei- und kugelförmige Steine gefunden worden, welche wir für Schleudersteine halten. Sie bestehen aus Kalk- oder Kieselstein und sind nicht bearbeitet, sondern so wie sie sind, in dem Geschiebe der Ströme gefunden worden. Es ist indessen möglich, dass einige dieser Steine, besonders die länglichen, auf die oben angegebene Weise als Schlagwaffen gebraucht wurden.

Feuersteine, Kieselsteine, welche offenbar zum Feuerschlagen benutzt wurden, sind, bald mit bald ohne Feuerstahl, in Gräbern gefunden worden.

Schleifsteine. Ein aus kieselhaltigem Kalkstein verfertigter Wetz- oder Abziehstein wurde 1835 in einem Grabe zu Holderbank, Canton Aargau, gefunden.

C. Gegenstände aus Erz.

Streitkeile (Streitmeissel, Celts) kommen in heidnischen Gräbern häufig vor. Von den ver-

schiedenen Formen und dem muthmasslichen Gebrauche dieses Instrumentes ist in unsern Mittheilungen mehrmals die Rede. Abbildungen finden sich in Band I, Heft 3.

Messer. Eherne Messer hat man im Waatlande, im Aargau, im Canton Zürich und im Unterlande gefunden; sie sind alle von ziemlich gleicher Form und Grösse und ähnlich den im Friderico-Francisceum abgebildeten. Da sich Erz für längere Messer wenig eignet, so ist die Behauptung wohl nicht gewagt, dass der Gebrauch eherner Messer Unbekanntschaft mit Eisen voraussetzt.

Hämmer und Aexte, die den römischen aus Eisen verfertigten ähnlich sind, hat man in mehrern Exemplaren in der östlichen Schweiz gefunden.

Sicheln aus Bronze sind im Aargau und Thurgau in Gräbern gefunden worden. Mir selbst sind bei Eröffnung von Grabstätten noch keine vorgekommen. Diese Werkzeuge sind gleich den Messern, Streitkeilen, Aexten offenbar durch Guss verfertigt, auf der einen (untern) Seite ganz flach, auf der andern mit erhabenen Furchen verziert. An allen Stücken, die ich gesehen, war der Stiel zerstört, so dass ich nicht weiss, ob der herausspringende Theil selbst als Handhabe benutzt, oder, was wahrscheinlicher ist, in ein Rohr von Holz eingesenkt wurde. Aehnliche Sicheln sind in mehreren Gegenden Deutschlands und Frankreichs gefunden worden und erscheinen abgebildet in verschiedenen Vereinsschriften.

Dolche. Dolche, wie die in unsern Mittheilungen Band II, Abth. II, Heft II beschriebenen, sind mehrmals in Gräbern gefunden worden. Sie bestehen selten aus Einem Stücke; meistens ist die Klinge mit Nietnägeln an eine eherne Handhabe befestigt.

Nadeldolch. So heisse ich die grössern Stücke der unter dem Namen eherner Haarnadeln bekannten Gegenstände, welche häufig in Heidengräbern angetroffen werden. Da man kleine Exemplare bei Graberöffnungen in der Kopfgegend der Bestatteten gefunden zu haben behauptet, so ist die Bestimmung dieses Geräthes, das den heutzutage in Italien und andern Ländern gebrauchten Haarnadeln sehr ähnlich ist, ausser Zweifel gesetzt. Es gibt aber Stücke, die, wie ein im Museum zu Bern aufbewahrtes, 1 — 1½ Fuss lang und so stark und schwer sind, dass es wirklich lächerlich wäre, sie für Nadeln zu halten. Ich weiss auch bestimmt, dass solche Instrumente neben andern Waffen in Männergräbern entdeckt wurden.

Lanzenspitze. Eine Lanzenspitze von Erz ist in einem Grabe im Canton Bern, eine ganz ähnliche in einem thurganischen Grabe gefunden worden. Ausser diesen sind bei Erdarbeiten z. B. beim Kiesgraben, beim Torfstechen u. s. w. Geräthe dieser Art in ziemlicher Zahl entdeckt worden. Die Lanzenspitzen sind alle gegossen und mit einer Hülse oder mit Schaftrinnen versehen.

Pfeilspitzen. Eherne Pfeilspitzen werden in Gräbern von sehr verschiedener Form und Grösse gefunden. Abbildungen finden sich in unsern und vielen deutschen Vereinsschriften.

Schwerter. Eherne Schwerter, an denen Klinge und Griff in Einem Gusse entstanden und die mit mancherlei eingedrückten, theils geschweiften theils zickzackartigen, Linien verziert sind, haben sich in unserer Gegend mehrmals, z. B. auf der Halbinsel Au im Zürchersee gefunden. Sie sind ohne Ausnahme zweischneidig, mit einer wenig heraustretenden Handberge, einem sehr kurzen Griffe versehen oder nach Art der ehernen Dolche, Mittheil. Bd. II, Abth. II, Heft 2 verfertigt und gehören zu den schönsten Gegenständen, welche uns aus der Erzzeit übrig geblieben sind (siehe Band I, Heft 3).

Scheeren. Eherne Scheeren habe ich noch keine in Gräbern gefunden und nicht erfahren konnen, ob die, welche mir in ganz erhaltenen Exemplaren, oder was häufiger der Fall war, in Bruchstücken zu Gesicht kamen, aus Gräbern herrühren. Sie sind denjenigen, welche von den Römern und im Mittelalter aus Eisen verfertigt wurden, ähnlich und scheinen durch Guss entstanden zu sein, gehören demnach zu den kunstreichen Produkten der Erzverarbeitung.

Fischangel. Eine eherne Fischangel habe ich selbst unweit den Ufern des Rheines zu Schlatt, Canton Thurgau, in einem Grabe gefunden. Die alten Fischangeln sind den jetzt noch gebräuchlichen grossen Angeln ganz ähnlich.

Nadeln. Eherne Stecknadeln von allen Grössen mit ganz kleinen und hinwieder sehr grossen Knöpfen finden sich in Heidengräbern ungemein häufig. Ich selbst habe deren viele von 1 — 4 ja 5 Zoll Länge gefunden. Knopf und Stiel der Nadel sind meistentheils aus Einem Stücke Erz verfertigt. Siehe Abbildungen solcher Gegenstände in denjenigen unserer Mittheilungen, welche die Heidengräber behandeln.

Pfrieme. Eherne Pfrieme kommen seltener vor. Sie sind von den Werkzeugen dieser Art, welche in römischen Ansiedelungen aus Erz und Knochen verfertigt angetroffen werden, in ihrer Form wenig verschieden.

Heftnadeln. Eherne Heftnadeln bilden nebst den Ringen die am häufigsten vorkommende Mitgabe. Sie sind einfacher in den ältern und den ältesten, höchst zierlich und kunstreich gearbeitet und mit eingelegtem röthlichem Marmor oder Glasfluss versehen in den spätern Gräbern und Grabhügeln, und zeigen in der römischen Periode Helvetiens keine Verschiedenheit von den entsprechenden römischen Geräthschaften. Ihre Form ist ungemein mannigfaltig. Bemerkenswerth ist, dass jede Gegend ihre Lieblingsform gehabt zu haben scheint. So kommt z. B. in der Nähe des Rheins in den Cantonen Zürich, Schaffhausen und Thurgau vorzugsweise die Heftnadel mit einem hohlen Schälchen vor (Büsingen, Dörflingen, Trüllikon, Ossingen, Husersee), die im Limmatthale durch die Bd. I, Heft 3 abgebildete Form vertreten wird. Dieser Umstand könnte als Beweis für das Dasein von Werkstätten angeführt werden, wenn es seit der Entdeckung einer Giesserei zu Wülflingen bei Winterthur noch eines solchen bedürfte. Siehe die Zeichnungen von Heftnadeln in mehreren unserer Mittheilungen.

Ringe. Die ehernen Ringe sind die in den Heidengräbern am häufigsten vorkommenden Gegenstände, welche sich durch alle Perioden der heidnischen Begräbnissstätten verfolgen lassen, und, wie es ihre Bestimmung mit sich bringt, in ziemlich ähnlicher Form, wiewohl mannigfaltiger Verzierung, gefunden werden. In Absicht auf ihren Gebrauch lassen sie sich in fünf Classen abtheilen, nämlich *a.* in Ohrringe, *b.* in Halsringe, *c.* in Armringe, *d.* in Fingerringe, *e.* in Fussringe, *f.* in Ringe, deren Bestimmung noch nicht ermittelt ist.

a. Die Ohrringe, welche meistens aus einem dünnen massiven Drahte, seltener einem Röhrchen verfertigt sind, wechseln im Durchmesser von 1 — 3 Zoll, laufen an den Enden, die hakenförmig umgebogen sind und in einander greifen, spitz zu und sind zuweilen stellenweise mit feinem Draht umwunden, oder mit eingegrabenen Punkten und Linien verziert. Es scheint, dass Ohrringe von Männern und Weibern getragen worden, indessen erlaubt mir keine Beobachtung, diess zu versichern.

b. Die Halsringe sind ebenfalls bald massiv bald hohl und häufig mit eingeschnittenenen Linien, Punkten, Kreischen u. s. w. hübsch verziert. Die Ränder der hohlen Ringe sind nie durch Löthung vereinigt, ein Verfahren, von dem sich an keinen alten Bronzearbeiten eine Spur findet.

c. Die Armringe, Armbänder und Armschlaufen, welche entweder am Handgelenke oder in der Mitte des Vorderarmes oder am Hinterarme getragen wurden, sind sehr verschieden gestaltet. Die aus dicken Drähten verfertigten sind im Durchschnitte entweder kreisrund oder kantig oder bei zwei zusammen gehörenden Stücken auf der äussern gewölbt, auf der Berührungsseite flach. Andere Ringe sind inwendig hohl gleich den so eben beschriebenen Halsringen; noch andere massiv, gegossen und so dünn und platt, dass sie wirkliche Bänder vorstellen. — Die Armschlaufen bestehen aus einem etwa 5 Zoll breiten Streifen von sehr dünnem Blech, der in der Mitte und an den Rändern sich aufbaucht. — Alle Armringe, massive und hohle, platte und kantige, sind gleich den übrigen Bronzesachen der Heidengräber oft theilweise, oft ganz verziert. — Aus den massiven runden Ringen treten nicht selten an vier bis sechs Stellen Buckel hervor, welche nach Art eines Fingerringknopfes einen Stein oder farbigen Glasfluss einschliessen. Die Armschlaufen sind, was die Art ihrer Verfertigung betrifft, Beweise ungemeiner Geschicklichkeit im Dehnen des Erzes. Meistentheils sind sie auf ihrer äussern Seite mit mannigfaltigen Verzierungen, welche theils auf der Drehbank, theils durch den Grabstichel hervorgebracht worden, so reichlich versehen, dass an diesen Gegenständen der ganze Vorrath von Ausschmückungsmotiven wahrgenommen werden kann. — Da bei den aus Einem Stück gegossenen ganzen Handgelenkringen erwachsener Personen der innere Durchmesser so gering ist, dass er unmöglich über die Hand hinweggeschoben werden kann, so ist es wahrscheinlich, dass diese Ringe schon den Kindern, vielleicht in einem gewissen Lebensjahre, zum beständigen Tragen angelegt wurden.

d. Fingerringe. Von Fingerringen, mit denen die Römer so sehr prunkten, sind mir bis jetzt in Heidengräbern nur wenige und nur ein einziger hübsch gearbeiteter und verzierter vorgekommen.

e. Fussringe Die Fussringe sind entweder massiv oder hohl und den Handgelenkringen von einfacher Form ganz ähnlich. Sie kommen, wie diese, häufig paarweise vor.

f. Ringe von unbekanntem Gebrauche. Massive zusammenhängende Ringe von 4—6″ Durchmesser finden sich nicht selten in einer Anzahl von 6 — 8 Stücken in der Gegend der Unterschenkel. Ob sie dieselben umschlossen, habe ich nicht ausmitteln können. Ueber die Bestimmung dieser Ringe wage ich keine Vermuthung. Einige deutschen Alterthumsforscher sind der Ansicht, dass sie neben oder über einander an den Kleidern befestigt waren und durch ihr Zusammenschlagen ein Geklingel hervorbrachten. Es sei diess ein Würdezeichen und Merkmal von Leuten vornehmen Standes gewesen. — Nicht minder dunkel ist mir die eigentliche Bestimmung der kleinen Ringe, welche oft bis zur Zahl von 8 — 10 Stück in der Lendengegend sich finden und offenbar einst zur Verzierung der Kleider gehörten.

Diademe. Eherne Stirnbänder, ähnlich den bei Estorff Taf. XI, Fig. 6 und 9 abgebildeten, sind mehrmals in Gräbern gefunden worden.

Kettchen. Eherne Kettchen von mannigfaltigem Geflechte zeigen sich in der Kopf- und Hals-

gegend der Bestatteten und mögen zur Ausschmückung dieser Theile gedient haben. Zuweilen findet man solche bei männlichen Skeletten in der Gegend der Brust, wo sie vielleicht die Enden von Kleidungsstücken zusammen hielten; zuweilen an der linken Seite in der Nähe des Schwertes, dessen Scheide zu tragen sie offenbar bestimmt gewesen waren. Mehrere Arten von Kettchen finden sich in der vorhergehenden Mittheilung abgebildet.

Kessel. Die Kessel, die mir in fünf Exemplaren bei Abdeckung von Grabhügeln vorgekommen sind, waren sämmtlich aus sehr dünnem Bronzeblech verfertigt und bildeten einen abgestumpften Kegel mit einer kleinen Ausbauchung unmittelbar unter dem Rande der Mündung, der sich um einen Eisendraht schlingt und dadurch Festigkeit erhält. Die Blechränder sind an der Seite nicht durch Löthung vereinigt, sondern vernietet; auf gleiche Weise ist auch der Boden des Gefässes an das Rohr festgemacht. Bei zwei Exemplaren, die ich gesehen, ist an dem eisernen Reife ein Bogenhenkel angebracht, an welchem das Gefäss getragen oder über das Feuer gehängt wurde. — Alle diese Kessel haben eine bedeutende Grösse und halten 8 — 20 Mass. Von Verzierungen findet sich nie eine Spur an ihnen. — Auf die Bedeutung dieser Gefässe als Kochgeschirre scheinen die irdenen Töpfe, die zuweilen im innern Raume derselben (Grab zu Andelfingen 1846) gefunden werden, hinzuweisen. — Nicht leicht zu beantworten ist die Frage, auf welche Weise das so dünne aber überall gleich dicke Bronzeblech zubereitet wurde, da an Walzwerke nicht zu denken ist, und Bronze sich nur mit grösster Mühe aushämmern lässt.

Ein eherner Kessel findet sich Mitth. Bd. I, Heft 3 abgebildet.

Gürtelbleche. Die ehernen Gürtelbleche sind aus Blechstreifen verfertigt, welche das zu Kesseln verwendete Blech an Dünne noch um ein Merkliches übertreffen, wesswegen sie bei Ausgrabungen meistens in völlig oxydirtem Zustande als eine blosse Schicht von Grünspan gefunden werden. Sie bilden längliche Vierecke von 6 — 8 Zoll Breite und 12—14 Zoll Länge, die vermittelst kleiner Nägel mit kugelförmigen Knöpfen auf dickes Leder befestigt und mit Kettchen an den untern Theil der Brust angehängt wurden. Auf allen Gürtelblechen sind, wie auf den Armschlaufen, eine Menge Verzierungen in Zickzacklinien, kleinen Kreisen, rundlichten Erhöhungen u. s. w. zu sehen, welche fast alle mit dem Bunzen hervorgebracht wurden.

Brustschild. Von diesem Zierrath haben unsere Nachgrabungen bis jetzt nur ein einziges Exemplar geliefert. Es besteht aus einem, die ganze Brust bedeckenden Leder, auf welches eherne Häkchen so dicht an einander befestigt sind, dass das ganze Stück einem mittelalterlichen Ringelpanzer gleicht. Auch dieser Gegenstand, welcher sich in der vorhergehenden Mittheilung beschrieben findet, gehört unter die merkwürdigsten technischen Erzeugnisse der Vorzeit.

Schnallen. Eherne Schnallen finden sich an verschiedenen Theilen des Körpers. Diejenigen, welche in der Lendengegend zum Vorschein kommen, sind als Gürtelschnallen zu betrachten. Andere ganz kleine, welche bei den Füssen liegen, gehören offenbar zu den Riemen der Fussbekleidung. Andere von rundlicher und eckiger Form, welche auf der Brust und in der Bauchgegend zum Vorschein kommen, haben die Enden der Schwertgürtel zusammengehalten. Alle diese Schnallen sind auf mannigfaltige Weise verziert. Die Schwert- und Fussschnallen, welche gleichzeitig mit den damascirten Agraffen erscheinen (siehe Alterthümer von Cheseaux) gehören in die späteste Periode der

alten Gräber, in die christliche Zeit und erinnern in ihren Motiven, nämlich Thierköpfen, Stengel- und Blättergewinden u. s. w. offenbar an die spätere ausgeartete römische und die aus dieser hervortretende romanische Kunst, wie sie sich in den Verzierungen irischer und fränkischer Manuscriptbilder, in den Verzierungen der Capitäle der Kirchen des 9.—11. Jahrhunderts und vieler anderer Produkte der bildenden Kunst aus dem frühesten Mittelalter offenbart.

Riemenzüngelchen. Zungenförmig ausgearbeitete Blättchen von Erz, welche gleich den eben beschriebenen Schnallen verziert sind und fast immer in Begleit derselben zum Vorschein kommen, waren theils als Pfriemen, theils als Schmuck an die Enden der Sandalenriemen befestigt.

Spornen. Eherne Spornen sind mehrmals, z. B. zu Volken Canton Zürich, in Heidengräbern gefunden worden. Sie bestehen aus einem dicken der Ferse des Fusses sich anschmiegenden Drahte, welcher auf der hintern Seite mit einem kurzen Stachel versehen ist. Die Enden sind durchbohrt und gestatten einer Schnur oder einem ganz dünnen Riemen Durchgang. Sämmtliche Spornen von Erz, die ich gesehen, sind einander ganz ähnlich.

Schlüssel. Kleine Schlüssel von Erz und zwar nach sogenannter französischer Art sind in den Gräbern oftmals gefunden worden.

Amulette. Unter Amuletten verstehe ich mehrere kleine in Gräbern und Grabhügeln gefundene eherne Gegenstände, als Scheibchen, Rädchen, Beilchen, Hämmerchen u. s. w., welche ich anfänglich für Spielzeug hielt. Nachdem ich mich aber überzeugt hatte, dass sie sich zuweilen in der Brustgegend erwachsener Personen, die dann gewöhnlich ausser einem solchen Dinge keinen anderweitigen Schmuck bei sich haben, finden, und mir die Aehnlichkeit einiger Stücke mit Emblemen auf celtischen Münzen aufgefallen war, kam ich auf den Gedanken, es möchten die ältesten unter diesen Dingen für die jenen Münzbildern entsprechenden Gegenstände zu betrachten sein. Die meisten dieser Amulette sind mit einem Oehr oder mit einem Häkchen versehen, womit sie an das Kleid befestigt wurden.

Götzenbilder. Eherne Bilder, welche menschliche Wesen und Thiere darstellen, rühren der Mehrzahl nach aus der celtisch-römischen Periode her. Es sind deren, so viel uns bekannt ist, bereits an die 50 in Heidengräbern der Schweiz gefunden worden. Wir gedenken sie in einer besondern Schrift zu besprechen.

D. Gegenstände aus Eisen.

Es ist schon früher bemerkt worden, dass die ersten Gegenstände, welche man aus diesem Metalle verfertigte, ganz unzweifelhaft aus einer spätern Periode herstammen, als die entsprechenden aus Erz. Wirklich lässt es sich auch an einer Menge von Beispielen nachweisen, dass zu der Zeit, in welcher das Eisen in Gebrauch kam, die meisten eisernen Werkzeuge den ehernen nachgemacht wurden. In späterer Zeit nehmen die eisernen allerdings andere und zweckmässigere Formen an und verdrängen am Ende die ehernen ganz. Da das Eisen mit grösserer Härte auch grössere Zähigkeit verbindet, so möchte man annehmen, dass die Stechinstrumente am frühesten eine abweichende Form erhielten. Es scheinen z. B. die ehernen Dolche mit breiter kurzer Klinge niemals in Eisen wiederholt worden zu sein.

Bei Aufzählung der aus Eisen bestehenden Beigaben wird mit mir Jeder, der Heidengräber untersucht hat, bedauern, dass oft gerade die merkwürdigsten aus Eisen verarbeiteten Geräthschaften dem Einflusse auflösender Agentien so wenig widerstanden, dass nur in seltenen Fällen die ursprüngliche Form deutlich sich erhalten hat, und dass namentlich bei kleinern Gegenständen die Oxydation bis zur gänzlichen Zerstörung derselben fortgeschritten ist. Ja zuweilen verräth bloss die röthliche Färbung der Erde zur Seite und über den Bestatteten das einstige Vorhandensein von Produkten des Kunstfleisses.

Schwerter. Es gibt Schwerter, an denen Handgriff und Klinge aus Einem Stücke Eisen geschmiedet sind. Der Handgriff ist in diesem Falle so kurz, dass eine kräftige, ja nur mässig breite Manneshand zwischen den als Wehren vorspringenden Buckeln und dem Schwertknopfe nicht Platz findet, und die Art der Führung dieser Waffe räthselhaft wird. Die Handhabe selbst ist noch dazu sehr dünn und unzweckmässig gestaltet. — Andere ebenfalls aus Einem Stücke Eisen geschmiedeten Schwerter endigen bei gleicher Beschaffenheit des Handgriffes in zwei mit Knöpfen versehenen aus einander laufenden Zinken. — Alle ganz aus Eisen bestehenden Schwerter, die mir bis jetzt vorgekommen, sind zweischneidig.

Es gibt aber auch zweischneidige Schwerter, deren Handhabe von Holz verfertigt ist und die sich durch bedeutende Länge auszeichnen. Die hölzernen Handgriffe, von denen bisweilen noch Stücke gefunden werden, sind gewöhnlich mit Silberstiftchen besetzt oder mit Draht umwunden. Diese Schwerter scheinen der letzten Periode der Grabhügel anzugehören und mit den oben erwähnten damascirten Schnallen gleichzeitig zu sein.

Die Mehrzahl der Schwerter ist indessen einschneidig mit einer Klinge, welche im Verhältniss zur Dicke des Rückens und Breite der Klinge zu kurz erscheint. Sehr auffallend ist, dass die Angel dieser Art Schwerter an seiner Wurzel beinahe die Breite der Klinge und eine Länge besitzt, welche nicht selten zwei Dritttheile der Klingenlänge ausmacht. Von der Form des Handgriffes und der Art der Führung der Waffe kann man sich hier noch weniger einen deutlichen Begriff machen, als bei der erstgenannten Art. Vielleicht hat die hölzerne Handhabe nur das Ende des Stieles bedeckt und diese eigenthümliche Gestalt ist weniger der Ersparniss des Stoffes wegen als darum gewählt worden, um durch Verlegung des Schwerpunktes auf den vordern Theil der Waffe dem Hiebe eine grössere Kraft zu ertheilen.



Messer. Die eisernen Messer unterscheiden sich von den so eben genannten Schwertern meistens nur durch ihre mindere Grösse. Was nämlich von der Angel der Schwerter gesagt worden ist, gilt ziemlich auch von diesem Geräthe. Die Messer wechseln in Absicht auf Länge zwischen 5 und 12 Zoll. In der Form zeigt sich keine Verschiedenheit. Abbildungen von Schwertern und Messern finden sich in unsern antiquarischen Mittheilungen.

Spiesse. Eiserne Spiesse sind in grosser Zahl in den Heidengräbern der Schweiz gefunden worden. Sie sind von mehrfacher Form. Die Einen gleichen ziemlich den mittelalterlichen Lanzen-

spitzen mit blattförmiger breiter Klinge, welche auf beiden Seiten in der Mitte durch einen nach der Spitze hinlaufenden Grat verstärkt ist. In der Grösse weichen diese Instrumente gewöhnlich wenig von einander ab.

Es gibt indessen eine Art, die bei sehr geringer Breite eine Länge von 12—14 Zoll besitzt.

Eine dritte Art gleicht den ehernen mit Rohr versehenen Streitmeisseln in so anffallender Weise, dass Jedem, der beide Arten von Gegenständen gesehen hat, die Vermuthung sich aufdringt, die eisernen möchten eine Nachahmung der ehernen sein (siehe über diesen Gegenstand Bd. II, Abth. II, Heft 2). Drei- oder vierseitig pyramidale oder konische Lanzenspitzen habe ich bis jetzt weder ausgegraben oder sonst wo gesehen.

Pfeilspitzen. Konisch geformte, drei- und vierseitige Pfeilspitzen und platte zweischneidige, die mit Wiederhaken versehen sind, kommen häufig vor. Alle diese Spitzen sind entweder vermittelst eines Stieles oder einer Hulse an den Schaft befestigt.

Schildbuckel. Eiserne Schildbuckel hat man zu Martalen, zu Egelshofen und a. O. gefunden.

Scheeren. Die eisernen Scheeren, deren es grössere und kleinere gibt, gleichen vollkommen den bei den Römern und im Mittelalter gebräuchlichen.

Schnallen. Gürtelschnallen und Schwertriemenschnallen, die aus zwei Platten bestehen, häufig mit eingelegten Silber- und Bronzefäden verziert sind, und in die späteste Zeit der alten Gräber gehören, werden sowohl in der östlichen als westlichen Schweiz häufig gefunden. Zahlreiche Abbildungen finden sich im ersten Bande unserer Mittheilungen.

Ringe. Ringe kommen in verschiedener Grösse und häufig vor. Sie sind bald kreisrund, bald elliptisch, bald wie ein S geformt. Die Ringe gehören, da sie schon frühe neben Erzgeräthe zum Vorschein kommen, zu dem ältesten aus Eisen verfertigten Geräthe.

Ketten und Kettchen. Eine grosse gut gearbeitete Kette aus der spätesten Grabhügelperiode, an welcher ohne Zweifel über dem Heerde ein Topf aufgehängt war, findet sich im vorigen Hefte abgebildet. Kleine Ketten und Kettchen, an denen die Männer ihre Schwerter und anderes Geräthe getragen zu haben scheinen, sind häufig. Die einzelnen Glieder dieser Ketten haben bald kreisrunde, bald elliptische Form, bald wechseln Stäbe, die an den Enden durchbohrt sind, mit Ringen ab.

Schaufel. Von diesem Werkzeuge ist mir bis jetzt ein einziges Exemplar vorgekommen (siehe Grab zu Benken im vorhergehenden Hefte).

Axt. Von diesem Geräthe sind mehrere Exemplare in helvetischen Gräbern gefunden worden (siehe eine Abbildung im vorhergehenden Hefte). Sie haben gleich den römischen rundliche Löcher.

Sense. Die Sense, welche ebenfalls zu Benken gefunden wurde, hat Aehnlichkeit mit der römischen, weicht aber von der mittelalterlichen und jetzt gebräuchlichen beträchtlich ab, sowohl in ihrer ganzen Form als der Vorrichtung zum Festbinden.

Sichel. Von den zwei Arten Sicheln, welche sich an dem oben angegebenen Orte beschrieben finden, stimmt die eine in Absicht auf die Form der Klinge und der Handhabe völlig mit der Sense überein und ist meines Wissens bis jetzt nur in Einem Exemplare aus Heidengräbern hervorgezogen worden, während die zweite Art der jetzt gebräuchlichen sehr nahe steht.

Pflugeisen. Ein Pflugeisen ist im Waatlande (Alterthumer von Cheseaux), ein anderes im Aargau, beide von derselben Grösse und Form, gefunden worden.

Schlüssel sind in acht mir bekannten Exemplaren und zwar alle in verschiedener Form den Heidengräbern enthoben worden. Nur darin stimmen sie überein, dass sie alle von sogenannter französischer Art, ohne Rohr, sind (siehe Bd. 1, Heft 3).

Stift. Vierseitige, spitz auslaufende Stifte von 5—6 Zoll Länge und mit einem in Holz einzusenkenden Stiele versehen, werden nicht selten in Gräbern angetroffen. Ob sie als Stechinstrumente oder als Wetzstähle gebraucht wurden, wage ich nicht zu entscheiden.

Feuerstahl. Stähle zum Feuerschlagen, wie sie vor Kurzem noch beim gemeinen Volke gebräuchlich waren, sind in aargauischen Gräbern zum Vorschein gekommen. Sie bestehen in einem Stabe, der an einem Ende dünner und umgebogen ist.

E. Gegenstände aus Gold.

Gegenstände aus Gold gehören zu den Seltenheiten und beschränken sich auf einige Münzen und einige Schmucksachen.

Münzen. Die Goldmünzen, welche in verschiedenen Typen helvetischen Gräbern enthoben worden sind, gehören in die Zeit des frühern celtischen Münzprägens. — Mit Ausnahme des in der östlichen Schweiz und namentlich in der Umgegend von Zürich häufig vorkommenden Typus (die Beschreibung desselben siehe im vorhergehenden Hefte) sind die andern mir nicht genau bekannt, da sie theils in Privathände gekommen, theils in's Ausland gewandert sind.

Spiraldraht. Ein goldener, zum Kopfschmuck gehöriger Spiraldraht ist in einem Grabhügel im Burghölzli bei Zürich (siehe Bd. I, Heft 1) gefunden worden.

Heftnadel. Eine goldene Heftnadel von römischer Form ist einem Grabe bei Solothurn enthoben worden (siehe das vorhergehende Heft).

Fingerringe. Goldene aus Drähten verfertigte Fingerringe sind an mehreren Orten, z. B. zu Horgen, gefunden worden.

F. Gegenstände aus Silber.

Heftnadeln. Man hat in der östlichen Schweiz 2 — 3 solcher Gegenstände aufgehoben. Ein Exemplar, das zu Horgen gefunden worden, ist im vorhergehenden Hefte abgebildet.

Knöpfe. Silberne Knöpfe habe ich selbst in einem Grabhügel zu Altenklingen, im Thurgau, gefunden und im vorhergehenden Hefte beschrieben.

G. Gegenstände aus Glas.

Glasperlen. Eine der häufigsten, jedoch den ältesten Gräbern unbekannten, Mitgaben bilden Glasperlen, welche durch verschiedene Metallsalze bunt gefärbt sind.

Die gemeinste und kunstloseste Art Perlen sind die kleinen gelben, welche man in Grabhügeln, aber noch viel häufiger in Reihengräbern in langen Schnüren antrifft. Bei diesen bildet Bleioxyd die

färbende Substanz. Die grössern Perlen sind meistentheils kugelförmig und da, wo das Loch angebracht ist, etwas abgeplattet, zuweilen auch mit 4—5 von Loch zu Loch laufenden Furchen verziert; kleinere Perlen sind elliptisch und die Durchbohrung ist in der Richtung der längern Achse angebracht; andere bilden einen Würfel, oder drei- und vierseitige Prismen, oder einen unregelmässig gestalteten Körper (siehe Bd. I, Heft 3). An den Enden der Glasperlschnüre befinden sich sehr häufig Perlen von Bernstein, oder breitgedrückte Perlen von Erz. Nicht selten sind die mittlern, vorn am Halse erscheinenden Perlen durch Grösse und Farbenschönheit ausgezeichnet, und die seitwärts liegenden werden nach den Enden zu immer kleiner und unansehnlicher. — Die färbenden Substanzen sind durch Chemiker ausgemittelt worden und in mehreren antiquarischen Schriften aufgezählt.

Die merkwürdigsten sind die bunten Perlen, in denen die Farben nach einer bestimmten Zeichnung punkt- und linienweise entweder aufgetragen, oder aber bis zum Kern vermittelst keilartiger Stiftchen eingesenkt sind.

Die erste Art der Färbung ist diejenige, welche die Emailmaler anwenden, oder die Glasmaler, wenn sie das gewöhnliche Glas mit farbigem überfangen. Im einen Falle werden vermittelst eines Pinsels die Farben aufgetragen, im andern bunte Glasplättchen aufgelegt und eingeschmolzen. — Zusammengesetzter und viel kunstreicher ist die zweite Art. Hier werden um ein Stück Glas, das an einem Dorne befestigt ist, und den Kern der Perle bilden soll, kleine Stücke Glas befestigt oder Glasfaden gewickelt und der Kern und die angefügten Stücke durch Schmelzung vereinigt. Oder es werden durch Zusammenstellung und Zusammenschmelzung von senkrecht stehenden Glasstäbchen Tafeln gebildet, welche man, wenn sie durch Hitze erweicht sind, um einen Dorn wickelt und in eine beliebige Form bringt. Auf diese Weise sind die schönen Glasperlen mit Blümchen oder rosettenartigen Bildern entstanden, die, obgleich sie einen eben so dauerhaften als zierlichen Schmuck bilden, in unserer Zeit ganz ausser Gebrauch sind.

Was überhaupt den zu diesen Perlen verwendeten Stoff betrifft, so scheint er von völlig gleicher Beschaffenheit mit demjenigen zu sein, woraus die Römer die in ihren zerstörten Wohnungen leider meistens nur in Bruchstücken vorkommenden Schalen und die als Spielzeug gebrauchten Glaspasten verfertigt haben. Er scheint ferner ganz gleicher Natur zu sein mit dem farbigen Glasflusse, womit an ehernen Heftnadeln der als Zierrath nach Aussen gekehrte, bunte Felder zeigende Theil versehen ist. Gleichartig ist er endlich mit dem Stoffe, woraus die Steinchen so vieler römischen Musivwerke bestehen, und den das Mittelalter zur Belegung messingener Bücherdeckel mit byzantinischen Figuren und Ornamenten benutzte.

Glasringe. Arm- und Handgelenkringe aus buntem Glase, namentlich blauem, sind zu Horgen, bei Murten und an mehreren andern Orten in Gräbern gefunden worden. Siehe das vorhergehende Heft.

II. Gegenstände aus Bernstein.

Perlen. Runde, eiförmige, abgeplattete, cubische, walzenförmige Perlen aus Bernstein gehören zu den häufig vorkommenden Schmucksachen. Oft findet man 12—30 solcher Stücke an einer Schnur aufgezogen, wobei dann die grössten in der Mitte sich befinden, während an den Enden der Reihe

zusammengelegte Blättchen von Erz, ohne Zweifel zur Verhinderung des Hin- und Hergleitens der Perlen (siehe Bd. I, Heft 3), angebracht sind. Perlen, die ein Diadem schmückten, sind im vorhergehenden Hefte beschrieben.

J. Gegenstände aus Gagat.

Ringe aus Gagat sind mehrmals, z. B. zu Horgen (siehe das vorhergehende Heft) gefunden worden.

K. Gegenstände aus Koralle.

Ohrgehänge aus Korallen sind an zwei mir bekannten Orten gefunden worden. Die Stücke selbst scheinen keiner Verarbeitung unterworfen worden zu sein.

L. Muscheln und Zähne.

Muscheln, die durchbohrt waren und als Zierrathen gedient haben, sind mehrmals gefunden worden. Eine Cypraea aus dem indischen Meere ist Bd. I, Heft 3 angeführt. In Deutschland sind an mehreren Orten solche Gegenstände, z. B. zu Nordendorf, zum Vorschein gekommen.

Zähne, namentlich Fangzähne von Ebern, Wölfen, Hunden werden nicht selten unter den Beigaben angetroffen. Ob sie als Werkzeuge, oder Symbole, oder als Amulette zu betrachten sind, wage ich nicht zu entscheiden.

Schluss.

Wie bekannt ist bei der Schilderung der heidnischen Grabstätten die richtige Bezeichnung der Verfertiger weit die schwierigste Aufgabe. Die Deutschen sind geneigt, die Anlegung aller alten Gräber und Grabhügel im westlichen und südlichen Theile Germaniens ihren Voreltern zuzusprechen, während viele englischen und fast alle französischen Alterthumsforscher die Errichtung ganz ähnlicher Denkmäler, woran ihre Heimath so reich ist, mit Vorliebe auf die celtische Bevölkerung zurückführen. Nach einer dritten Ansicht werden die hier beschriebenen Grabstätten von der Anwesenheit der Römer in den Ländern diesseits der Alpen hergeleitet, und nur wenige den ursprünglichen Bewohnern derselben zugetheilt.

Wir wollen von diesen verschiedenen Meinungen zuerst die eben erwähnte prüfen und dann die beiden andern genauer in's Auge fassen.

Zur Begründung der Annahme, dass die Grabhügel und Reihengräber das Werk römischer Ansiedler seien, können verschiedene Thatsachen angeführt werden. Vor allem spricht für dieselben die auffallende Aehnlichkeit vieler Gegenstände, welche in diesen Begräbnissen vorkommen, mit solchen, die aus den Trümmern römischer Gebäude hervorgezogen werden. So liefert, um nur einige zu erwähnen, der eine und andere Fundort eiserne Waffen und Geräthschaften, welche man nicht leicht von einander unterscheiden kann. Die Thongefässe zeigen häufig dieselbe Färbung und Bearbeitungsweise; Schmuckgegenstände, wie Heftnadeln, Schnallen, Perlen u. s. w. bieten ebenfalls

unter sich die grösste Aehnlichkeit dar. Kurz, wollte man die Abkunft der Grabmäler im Allgemeinen durch die Uebereinstimmung einzelner Mitgaben festsetzen, so wäre es kaum möglich, die Behauptung, dass sie römisch seien, durch hinreichende Beweise zu widerlegen.

Es lässt sich aber gegen diese Ansicht einwenden, dass die Gleichartigkeit der Mitgaben sich einzig auf die Grabhügel der spätern Zeit und namentlich die Reihengräber beschränkt, welche, wie früher bemerkt, bis in das sechste und siebente Jahrhundert hinabreichen, dass dieselbe mithin erst dann auftritt, als die Romanisirung der celtischen Bewohner des Landes entweder eingeleitet oder wohl schon vollendet war, so dass es wirklich räthselhaft wäre, wenn nicht in römischen Ansiedelungen nach celtischer und in celtischen Grabstätten nach römischer Weise verfertigtes Werkzeug und Geräthe des häuslichen Lebens sich finden sollte.

Dass aber die ältern Gräber und Grabhügel nicht römischer Hand ihr Dasein verdanken, beweisen jene Mitgaben, welche, wie steinerne Hämmer und Lanzenspitzen, eherne Streitkeile Schwerter, Sicheln, Messer u. s. w. auf das erste Erwachen einer Cultur und zwar einer eigenthümlichen, von der romanischen anfangs wesentlich verschiedenen, hindeuten, während die Römer, als sie Helvetien besetzten, in den Künsten und der Verfeinerung des Lebens schon weit vorgeschritten waren.

Vergleicht man übrigens mit den von uns beschriebenen Grabstätten solche von unzweifelhaft römischem Ursprunge, so wird man sich überzeugen, dass da, wo Beerdigung Statt fand, römische Symbole, wie z. B. der Pfennig, niemals mangeln, wo Verbrennung des Körpers vorkommt, die Form und Beschaffenheit der Graburnen und die Art der Aufstellung derselben italische Cultur verrathen, dass dagegen in den erstgenannten bei der einen oder andern Bestattungsweise die Zugabe von thönernen Schüsseln, Tellern, Bechern und einer Menge hausräthlicher Gegenstände die Bildung, die Gebräuche und die religiösen Begriffe eines nicht römischen Volkes bezeichnen.

Viel verbreiteter und erheblicher ist die Ansicht, nach welcher diese Begräbnisse sämmtlich, sowohl ältere als neuere, von germanischen Stämmen herrühren sollen. Die Grabstätten auf suddeutschem und schweizerischem Boden werden von den Anhängern dieser Meinung den Burgundern und Franken, und die vielen Grabmäler in England den Anglo-Sachsen zugetheilt und aus der Periode hergeleitet, in der diese Stämme noch nicht zum Christenthum übergetreten waren.

Diese Ansicht stützt sich auf die richtige Behauptung, dass die Gräber und Grabhügel der genannten Länder in Anlage und Inhalt mit einander übereinstimmen und dass sie hinwieder eine überraschende Aehnlichkeit mit denjenigen des nördlichen Europas zeigen. Als Belege für den germanischen Ursprung der Grabhügel insbesondere wird dann die bekannte Stelle in der Germania. c. 27 und Karls des Grossen Verbot der Hügelbestattung und Verbrennung der Leichname angeführt.

Was den ersten dieser Beweisgründe betrifft, so ist es nach den Mittheilungen der norddeutschen, dänischen und schwedischen archäologischen Vereine ganz ausgemacht, dass sich im Norden Gräber und Grabhügel in grosser Zahl finden, die den südeuropäischen, sowohl in Absicht auf Bau, als namentlich auch auf Inhalt, sehr ähnlich sind, indem die Beigaben, wie z. B. eherne Schmucksachen, Geräthschaften, Waffen u. dergl. den entsprechenden Gegenständen aus den Begräbnissen unserer

Gegenden vollkommen gleichen, wenn sie schon zum Theil mit mehr Aufwand von Stoff und Arbeit verfertigt sind. Da nun der Norden Europas in historischen Zeiten nie von einem celtischen Volke besessen, nie von dem römischen betreten wurde, so zieht man den Schluss, dass man jene Gegenstände mit allem Rechte als Produkte germanischen Kunstfleisses betrachten dürfe.

Gegen diese Folgerung müssen jedoch verschiedene Einwendungen gemacht werden. Erstens ist noch nicht ausgemittelt, wie weit bei ihrer ersten Einwanderung in Europa die Celten sich nach Norden ausbreiteten. Die historischen Nachrichten über die frühesten Wohnsitze dieses Volkes sind äusserst dürftig und unbestimmt. Sie bezeichnen uns wohl einige Länder, durch welche sie ihren Zug nahmen und in welchen sie längere oder kürzere Zeit verweilten, ohne jedoch die Grenze des von ihnen durchwanderten Gebietes anzugeben.

Gesetzt aber auch, die Behauptung, dass Celten nie den Norden Europas inne gehabt haben, sei richtig, so ist eine zweite Frage zu erörtern, ob nicht bei ähnlichen Bedürfnissen, bei ähnlicher Lebensweise, Werkzeug, Waffen u. s. w. der frühesten Bewohner Europas — wir haben hier die sogenannte Erzzeit im Auge — einander ähnlich gewesen seien und zwar um so eher, als die gemeinsame Abstammung aus Asien und zunächst das Hervortreten aus denselben Länderstrichen auf eine gemeinsame Quelle ihrer Gesittung hinweist [1]. Es ist bekannt, dass im Norden Europas, im Innern Germaniens, in der Schweiz [2], in Frankreich, in England Giessstätten entdeckt wurden, bei denen sich neben Klumpen unverarbeiteten Erzes gerade solches Geräthe fand, welches die alten Gräber in sich schliessen. Niemand wird wohl behaupten, dass diese Giessereien und Werkstätten aus jener Zeit herstammen, in welcher die Germanen bei ihrem Vordringen nach Westen schon den Rhein überschritten hatten, oder in den Besitz Englands gelangt waren. Es liegt daher die Vermuthung nahe, die Kunde des Erzgiessens nebst derjenigen aus Knochen und Stein mancherlei Werkzeuge zu verfertigen, möchten diejenigen Fortschritte in der Gesittung sein, welche sowohl Celten als Germanen nicht in Europa, sondern in ihrer frühern Heimat gemacht hatten [3].

Dass drittens auf dem Wege des Handels Geräthe von allgemeiner Brauchbarkeit von einer bestimmten Gegend aus sich über weit auseinander liegende Länder verbreiten und von Völkern sehr verschiedener Cultur und Abstammung benutzt werden mochte, ist ebenfalls nicht unwahrscheinlich.

Einen sichern Beweis für dieses frühe Bestehen des Verkehrs unter den europäischen Völkern liefert die eben erwähnte Entdeckung von Erzgiessereien in Ländern, in welchen weder Kupfer noch

---

1) Caesar, Strabo, Tacitus sprechen häufig von der Sittenähnlichkeit der Celten und Germanen.

2) Wir wiederholen hier, was wir in einer frühern Mittheilung bereits gemeldet haben, dass bei Anlegung der mechanischen Spinnerei zu Wülflingen bei Winterthur eine Erzgiesserei von bedeutendem Umfange ausgegraben wurde, bei welcher man Erz theils in Klumpen, theils zu Streitmeisseln, Schwertern, Sicheln, Nadeln verarbeitet, aufhob, dass die Menge desselben zur Herstellung der Maschinen nahe zu hinreichte. Die alten Werkstätten sind, wie der Augenschein lehrt, durch eine Ueberschwemmung der Töss zerstört worden.

3) Betrachtet man die Gegenstände aus Gagat, Glas, Erz, welche Du Bois (Voyage en Crimée, au Caucase etc., Atlas, livraison d'Archéologie Pl. XXI, a, einem Grabhügel bei Simferopol in der Krim enthoben hat, mit den Beigaben aus unsern Gräbern, so wird man eine gewisse Culturverwandtschaft zwischen den Erbauern unserer und jener Grabmäler kaum in Abrede stellen.

Zinn gefunden wird, ferner das Vorkommen von Grabgegenständen, wie Bernstein, Korallenstücke, Meermuscheln u. s. w., die durch Tauschhandel in das Innere Europas gelangten.

Was nun jene Stelle in der Germania betrifft, so ist ihr Inhalt so unbestimmt, dass die Alterthumsforscher, je nachdem sie auf den ersten oder zweiten Theil des Satzes ein Gewicht legen, denselben in ganz verschiedenem Sinne deuten.

Die beiden Capitularien endlich beweisen weiter nichts, als dass bei einigen deutschen Stämmen Hügelbeerdigung, bei andern Verbrennung gebräuchlich war. Das letztere Verbot konnte den Alemannen kaum gelten, da die Ausrüstung des Mannes, wie sie sich in den Grabhügeln findet, von den ältesten Zeiten an unter diesem Stamme eine eigene Erbfolge hat, also nicht dem Grabe übergeben werden durfte, und da ferner weder das alemannische Gesetz noch Ueberlieferungen, Sagen, Sprichwörter, alte Gebräuche u. dergl. auch nicht von weitem auf Verbrennung der Leichname als ehemalige Art der Beisetzung hindeuten.

Betreffend die jüngsten unter den alten Grabstätten, die sogenannten Reihengräber, ist schon früher bemerkt worden, dass die nicht nur in der östlichen und westlichen Schweiz, sondern auch in Süddeutschland und Frankreich häufig vorkommenden Begräbnisse dieser Art ohne allen Zweifel von dem aus Celten, Römern und germanischen Stämmen entstandenen Mischvolke herrühren, und der Mehrzahl nach Zeichen des christlichen Glaubens in sich schliessen. Sie deutschen Stämmen zuzuschreiben, verbietet die bekannte Thatsache, dass diese letztern, wie namentlich die Burgunder, schon frühe sammt der Sprache die Elemente ursprünglicher Bildung gegen die Cultur der ihnen unterworfenen römischen Provinzialen vertauschten, ferner der Umstand, dass gerade die diesen Gräbern enthobenen Gegenstände sich als Produkte späterer römischer Kunst unbestreitbar herausstellen.

So viel über die Ansicht, dass die alten Gräber als Ruhestätten eines deutschen Volkes zu betrachten seien.

Die Gründe, welche mich bestimmen, die Mehrzahl der zwischen den Alpen und dem Rheine entdeckten heidnischen Grabstätten der frühern celtischen Bevölkerung zuzuschreiben, sind hauptsächlich folgende:

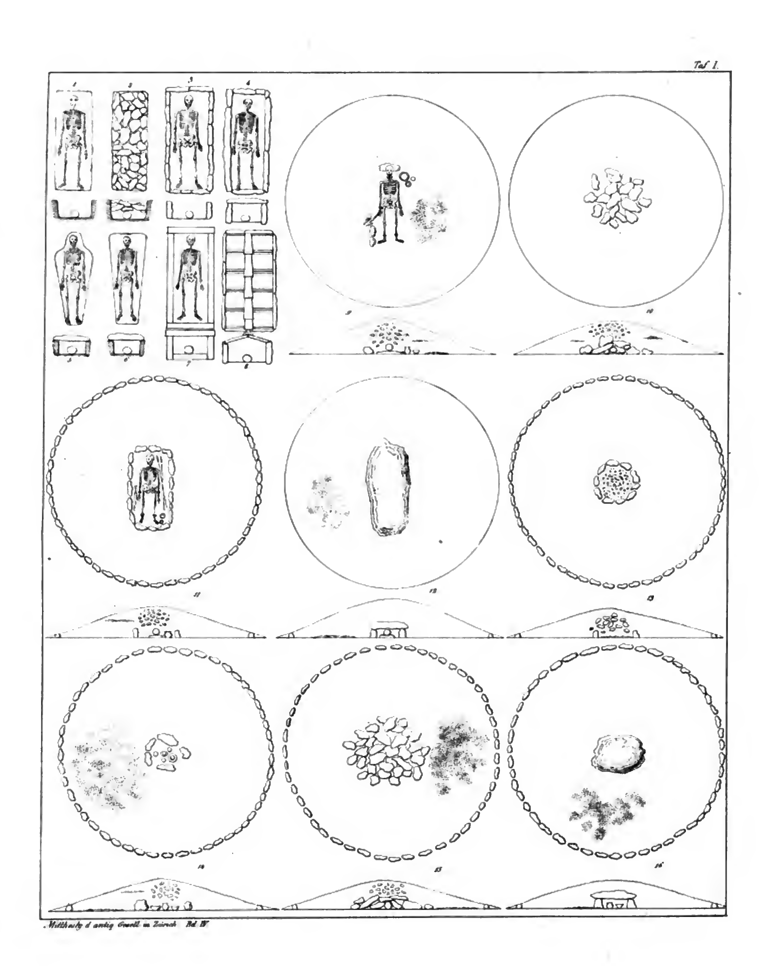
Wir wissen aus den Berichten griechischer und römischer Schriftsteller, dass beim Beginne unserer jetzigen Zeitrechnung in dem genannten Landstriche die Helvetier, ein gallisches Volk, dessen Gebiet sich früher bis an die Donau erstreckt hatte, zusammengedrängt lebte. Hätten aber auch keine schriftlichen Ueberlieferungen uns den Namen desselben aufbewahrt, so wäre die grosse Zahl celtischer Städte-, Ort- und Flussbenennungen zur Sicherstellung seiner Sprache und Abkunft völlig hinreichend. Wir erfahren weiter aus den römischen Geschichtsbüchern, dass im ersten Jahrhundert n. Chr. die Helvetier von den Römern bezwungen und zu römischen Unterthanen gemacht wurden, worauf ihr Gebiet einen Theil der gallischen Provinz Maxima Sequanorum bildete. Eine Menge Beweise sind da, dass die Bewohner der ebenen Theile zu der Lebensweise, den Sitten und dem Götterdienste ihrer Herrscher übergingen und mit diesen in späterer Zeit fast durchgehends das Christenthum annahmen. Im fünften Jahrhundert wurde Helvetien eine Beute germanischer Stämme. Den westlichen Theil des Landes besetzten die bereits zur römischen Lebensweise und zum Christenthume übergetretenen Burgunder, den östlichen die unter dem Namen Alemannen bekannten ger-

manischen Gefolgschaften, welche nach ihrer Einwanderung noch längere Zeit römischer Kultur fremd blieben und am deutschen Heidenthume, dem Wodandienste, festhielten. Dass die zu römischen Provinzialen gewordenen östlichen Helvetier, deren Zahl durch die langen Kämpfe mit den Alemannen sehr zusammengeschmolzen sein mochte, bei der Eroberung des Landes weder vor dem Feinde flohen, noch im Kampfe gänzlich untergingen, lässt sich nicht streng beweisen; es ist aber wahrscheinlich, dass sie als Hörige an den neuen Herrn übergingen und, Christen oder Heiden, wie unter römischer Herrschaft, so auch unter germanischer, noch eine Zeit lang ihre alten Bestattungsgebräuche beibehielten.

Es frägt sich nun, ob ausser den auf Seite 63 erwähnten, aus wenig oder roh behauenen Steinen errichteten, häufig mitten in den jetzigen Dörfern vorkommenden Begräbnissen noch andere der beschriebenen Beerdigungsweisen, den Alemannen, die Ende des 6. Jahrh. schon der Mehrzahl nach zum Christenthume bekehrt waren, zugetheilt werden können. Die Gräber mit ehernen Waffen und Werkzeugen weisen auf eine frühere Zeit als das fünfte Jahrhundert hin; in den Gräbern mit Schmucksachen aus Gold, Silber, Erz, Glas und Thongefässen sind celtische Goldmünzen gefunden worden; in den Hügeln ist der Mann mit seiner Wehr und ganzen Ausrüstung begraben, was den alemannischen Gebräuchen widerspricht, ferner findet sich darin neben der Beerdigung auch Verbrennung des Körpers, von der weder das alemannische Gesetz, noch irgend eine Sage etwas weiss; in den Mitgaben der Reihengräber lässt sich der Einfluss der römischen, den Alemannen so sehr verhassten Cultur deutlich erkennen. Alle diese Begräbnissweisen sind durch gemeinsame Merkmale aufs engste mit einander verbunden, und gerade die jüngsten, welche allein unsern Stammvätern zugeschrieben werden könnten, enthalten so viele Produkte fortgeschrittener Kunstfertigkeit, dass sie am wenigsten den entschiedenen Feinden fremder Gesittung, den rauhen Drängern und endlichen Besiegern römischer Herrschaft am Oberrhein zugeschrieben werden könnten [1]).

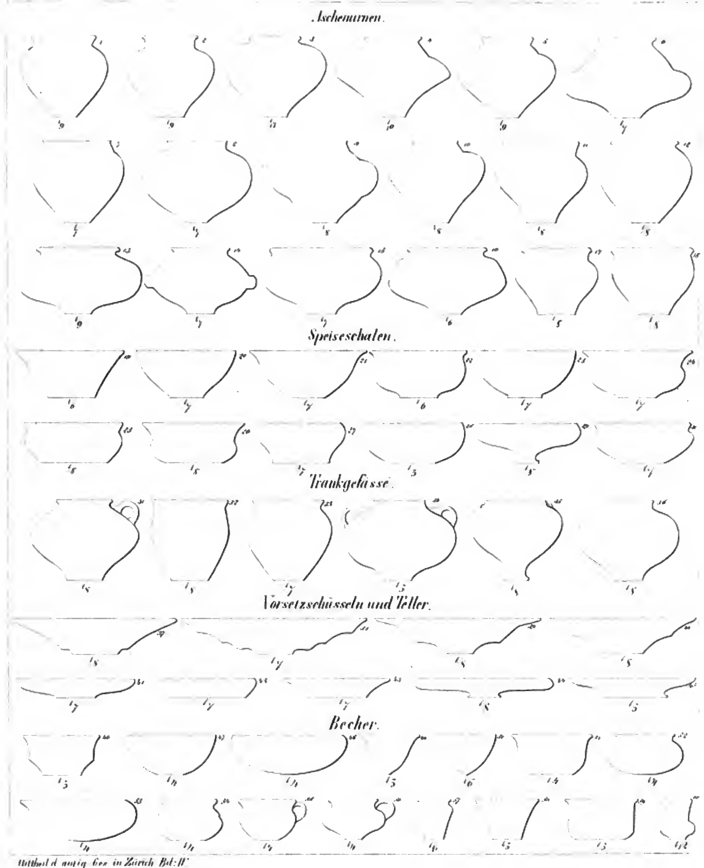
---

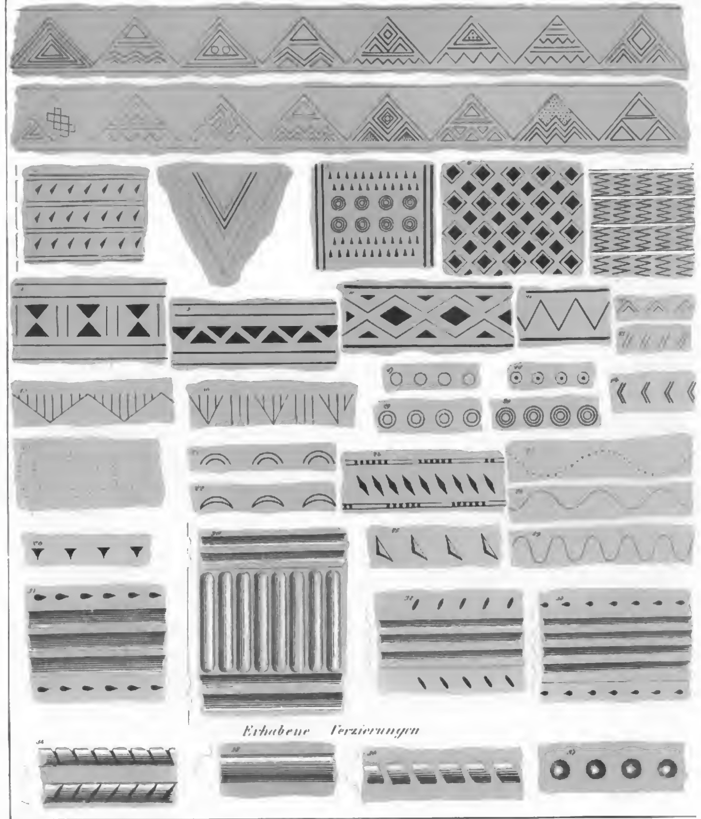
1) Als einen Beweis für die Meinung, dass nur die einfachen, und mitgabelosen Steingräber alemannischer Abkunft seien, mag die Thatsache gelten, dass gerade da, wo die eingewanderten Alemannen am längsten ihren alten Gebräuchen treu blieben, wie z. B. zu Wangen und Tuggen am obern Zürchersee, an welchen Orten um's Jahr 610 Columban und Gallus die heidnischen Alemannen zu bekehren sich bemühten, keine Spur von Reihengräbern je entdeckt werde, während in der Umgegend Begräbnisse, welche wir als alemannische betrachten, nicht selten zum Vorschein kommen.


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16

Mittheil d. antiq. Gesellschaft in Zürich

Gez. v. L. Oeri. lith. v. H. Meyer


Aschenurnen.
Speiseschalen.
Trankgefässe.
Vorsetzschüsseln und Teller.
Becher.


Eingegrabene Verzierungen (auf Thongefässen)
Erhabene Verzierungen

Mittheilg. d. antiq. Ges. in Zurich X. Bd.







Druck von Zurcher und Furrer



